


STANFORD UNIV
STANFORD LIBRARIES

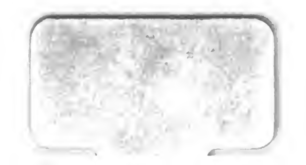


B 30 .P5 C.1
ia desideria eines osterreich
Stanford University Libraries
3 6105 037 460 198
DB
30
P5
Stanford University Libraries
Stanford, California
ook o
e due.
STANFORD LIBRARIES





STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969



Pia desideria

eines

österreichischen Schriftstellers.

Von Allem aber, was Fesseln scheut, kann nichts so wenig sie ertragen, als der Gedanke des Menschen.

Friedrich v. Gentz.

Leipzig,
Otto Wigand.

1842.

Vorwort.

Den Dichtern wohl zu thun, ist Pflicht.
Die Vögel des Aristophanes.

Der Verfasser hatte zuerst im Sinne, den Inhalt der folgenden Blätter, in Form eines Promemoria und mit den Unterschriften vaterländischer Autoren und Buchhändler versehen, einem ausgezeichneten österreichischen Staatsmann, zu gefälliger Würdigung, vorzulegen; allein bei einer genaueren Erwägung der Verhältnisse leitete ihn eine zweifache Rücksicht, die Schrift, als Broschure, auch dem Publicum mitzutheilen. Denn erstens fand er dadurch Gelegenheit, das österreichische Land und Volk dem übrigen Deutschland vielleicht in einem günstigeren Lichte zu zeigen, als man es leider zu sehen gewohnt ist; ferner bedachte er, daß die vielen Unterschriften, die zu sam=

meln waren, und die Copien des Schriftchens für jeden Unterzeichner bereits als eine halbe Oeffentlichkeit gelten konnten, wobei der Verfasser, die Mittheilsamkeit unserer Zeit erwägend, voraussehen konnte, in der Folge den Hauptstellen seines Promemoria in irgend einem deutschen Journal zu begegnen. Er zog es daher vor, die Schrift in etwas veränderter Weise zu redigiren, und seinen Gedanken ganz und unverstümmelt der ganzen Oeffentlichkeit zu übergeben.

Wien, im Juli 1842.

Einleitung.

Es war einmal ein Riese, am romantischen Rhein geboren, der lag verschiedene Jahrhunderte in einem gemüthlichen Zauberschlaf; da schlug plötzlich der Ruf: „der Feind ist da“ in seine dicken Ohren; „der Feind, der dich fahen will und binden und knechten“ — so daß der gute Riese auftaumelte, zu seiner Keule griff, und den Feind seiner Freiheit und seiner Ruhe mit gewaltigen Schlägen verjagte. Darauf streckte er sich wieder auf sein Lager, um noch einmal ganz bequem einzuduseln. Und an seine Seite setzten sich die Schäfer, und bliesen ihm liebliche Weisen vor auf ihren Schalmeien, und bemühten sich, den Siebenschläfer in angenehme Träume zu wiegen. Aber Andere kamen dazu, seine Freunde, die es gut mit ihm meinten; die hielten Trompeten in der Hand, und schmetterten d'rein, so daß der wackere Recke doch wieder nicht schlafen konnte. Da entschloß er sich denn endlich, aufzustehen, wach zu bleiben und nach seinem Haushalt zu sehen, und weil sich nichts Besseres vorfand, verlegte er sich vorläufig auf die Industrie, zugleich aber auf die speculative Philosophie.

Das ist die kurze Geschichte von der Befreiung Deutschlands.

Ein Franzose, dem ich dies Märchen erzählte, lächelte dazu ein bischen spöttisch, indem er vermuthlich seiner Juli-Revolution gedachte. Dieser politische Sangrado war längst gewohnt, allen Patienten, die sich ihm anvertrauen mochten, Aderlässe zu verordnen. Aber die Krankheiten sind verschieden. Dem entzündlichen Frankreich mochte ein Aderlaß heilsam sein; das hypochondrische Deutschland braucht nichts, als mäßige Bewegung. Und dem Himmel sei Dank: es fängt wirklich an, sich zu bewegen; es macht sich eine körperliche, industrielle, und eine geistige, literarische Commotion.

„Bald wird das vereinigte Volk der Germanen
Umschlingen dasselbe Bruderband,
Dieselbe Linie von Douanen; —
Die Zöllner reichen sich zärtlich die Hand.“

So singt Heine in neuester Zeit. Ich meines Theils kann in diese Zollvereins-Begeisterung so wenig einstimmen, als Heine, noch erwarte ich von ihr das Heil der Welt; allein sie ist doch immer ein Zeichen, daß die Deutschen anfangen, sich ihres wahren Vortheiles, ihres Zusammenhangs unter einander bewußt zu werden. Zudem ist die Industrie ein gar gewaltiger Nivelleur; sie erkennt keinen Unterschied der Stände, und mißt den Bürger wie den Ritter nach dem gemeinschaftlichen Maß der Nützlichkeit, der Arbeit. In ihren Details ist sie nun freilich unendlich prosaisch; welch ein Unterschied zwischen den klappernden Webstühlen, brausenden Dampfkesseln der Gegenwart, und den Kreuzzügen, Ordalien und Turnieren der Vorzeit! Aber die Idee, welche diese

poetischen Erscheinungen in's Leben rief, hat sich ausgelebt; der Glaube an diese schönen Phantasmen ist vorüber: die Vernunft ist an seine Stelle getreten. Aber die Industrie, die praktische Vernunft sind prosaischer Natur. Die Industrie, als solche, weiß nichts von der Idee, allein sie dient der Idee, ohne es zu wissen; sie wird von der Idee der Zeit gehoben und getragen. Deutschland wird mit jedem Tage praktischer und prosaischer; der Wunsch, den materiellen Zustand zu verbessern, regt sich überall: das ist vor der Hand so übel nicht. Eine tüchtige Realität bildet die Grundlage jedes geistigen Seins und insbesonders der Poesie. Die Welt muß fertig sein, bevor man sie darstellen kann. Auf einem solchen fertigen Stück Welt erbauten die Franzosen ihre neue revolutionäre Literatur, deren classische Werke, auf die es einzig ankommt, freilich noch erst erwartet werden. Auch in Deutschland gähren die Keime einer neuen Poesie, aber die Lebens-Elemente, aus denen sie entstehen soll, sind noch im Werden begriffen, und wo Alles fließt (*πάντα ῥεῖ*), läßt sich nichts festhalten. Unsere frühere Literatur erfreute sich einer tüchtigen, derben Grundlage; Göthe's Realismus wurzelte in dem, damals einzig Wahren, Wirklichen: im deutschen Familienleben, und ließ das staatliche Princip, welches sich darin nicht vorfand, gänzlich bei Seite. Börne macht dem großen Mann daraus einen Vorwurf, aber Börne hat unrecht, und Göthe hat Recht. Ein echter Dichter schildert, was *ist*, nicht, was *sein soll*, oder gern *sein möchte*. Große dichterische Genies werden häufig an den Wendepunkt zweier Zeiten hin gestellt, wie Aristophanes, Shakespeare, Göthe; sie finden sich in der fertigen und vollkommen

gesättigten Welt wie zu Hause, und gestalten das wirklich Vorhandene zu festen Bildern; das Neue, das erst zu keimen beginnt, lassen sie gern auf sich beruhen, ja, sind ihm, als dem Regirenden, die Production Hemmenden, sogar abhold, wenn gleich das neue Element, ihnen unbewußt, ihre Schöpfungen als Sauerteig durchdringt. Im Ganzen verhalten sie sich, gegenüber den politischen oder religiösen Kämpfen der Gegenwart, mehr oder minder conservativ. Groß und erhaben ist der Entwickelungs-Prozeß einer Zeit, eines Volkes, und die geistigen Vorkämpfer werden ihm nicht entstehen; allein die Lyra des Dichters verstummt unter den gewaltigen Stürmen und wartet, bis die anfangs widerstrebenden Elemente sich zum neuen Ganzen verbunden. Nicht der Anfang einer Zeit, sondern ihr Culminationspunkt, mithin der Anfang ihres Ausgangs, bringt die poetisch-gediegenen Werke hervor. Aber die Poesie stirbt nicht aus, sie schlummert nur; bisweilen schlägt ein versöhnendes Lied in den Zwiespalt der Welt, wie wohl ein milder Strahl des Lichtes durch dunkle Wetterwolken bricht.

Der alte Göthe lebte noch und schrieb sein Testament: den zweiten Theil des Faust, die poetische Verklärung seiner politischen üblen Laune, als die neue Poesie mit Heine zu erwachen schien. Heine ist ein Lord Byron im Deutschen und im Kleinen. Mit Göthe'schem Realismus erfaßte er die skeptischen Elemente der Zeit; Jedermann, den alten Gentz nicht ausgenommen, fand in den Reisebildern die Zweifel und das Bangen der eigenen Brust poetisch-keck zu Liedern verklärt — ganz Deutschland jauchzte dem neuen Dichter entgegen. Aber das Strohfeuer prasselte nur kurze Zeit. Heine's ironi-

sche Welt-Anschauung hat sich längst ausgelebt; die neue Generation nimmt keine Notiz mehr von dieser in Form und Gehalt lüderlichen Poesie; der ernste, deutsche Uhland hat sie, wie manche andere, überdauert. Eines noch kürzeren, problematischen Lebens durfte sich die sogenannte „junge Poesie" erfreuen, welche Heine zum Vater und die Juli-Revolution zur Mutter hatte. Der deutsche Bund erwies dem jungen Deutschland die unverdiente Ehre, es zu proscribiren; dadurch wurde die Welt erst veranlaßt, für kurze Zeit von seiner Existenz Notiz zu nehmen. Die jungen Brauseköpfe verliefen sich sehr bald in's Philisterthum, nach Immermann, dem gewöhnlichen Schlußstein deutschen Lebensganges. Der talentvollste von ihnen, dessen „Wally" den größten Anstoß gegeben, wendete sich später mit Glück und Gunst der dramatischen Production zu. Die junge Poesie hat im Grunde keine Werke aufzuweisen; demohngeachtet ist ihr Genialität nicht abzusprechen. Die Gedanken, welche sie unvorsichtig und aphoristisch in die Welt schleuderte, und um die man sie verfolgte, hatten längst im deutschen Bewußtsein geschlummert, aber sie mußten erst durch das Feuer der Wissenschaft geläutert werden, bevor sie in's Leben und aus ihm in die Poesie zurückströmen konnten. Wenige Jahre nach der Verurtheilung der jungen Poesie haben David Strauß, die „deutschen Jahrbücher" und Ludwig Feuerbach ohne alle Störung weit bedenklichere Ideen auf kritischem Wege in Umlauf gebracht, als die junge Poesie auf dem Wege der freien Production jemals zu gestalten versuchte. Mit jedem Tage gewinnt die freie Forschung, der Gedanke in Deutschland ein weiteres Feld, und es ist keine Großsprecherei, wenn wir

behaupten, die Franzosen in der Speculation längst überflügelt zu haben. Das freie Wort hat sich in Deutschland nicht durch die Gewalt der Waffen, noch durch Autorität, sondern durch sich selbst Gehör zu verschaffen gewußt; das freie Wort ist mächtiger als das Schwert. „Deutsche, die ihr Vaterland mit Verstand lieben, müssen es wissen," sagt Börne, „daß weniger die leipziger Schlacht, als der leipziger Meßkatalog uns über die Franzosen erhebt." Und so ist es auch!

Aber Ehre, dem Ehre gebührt! Gern und mit Dankbarkeit wollen wir bekennen, daß wir Vieles von unsern Nachbarn im Westen gelernt; allein im Grunde geben sie uns nur zurück, was sie aus erster Hand von uns empfangen, wie die öffentliche, mündliche Rechtspflege und das Schwurgericht. Wenn sich die Franzosen das höchste Gut: die politische Freiheit, erkämpft, so können wir sie um ihr Werk beneiden, aber es nicht nachahmen. Frankreich ist einig in Sprache, Religion, Sitten, Principien; es besitzt einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt: Paris ist der Krater, aus dem die Flamme der Revolution emporgelodert; nur ein solcher Centralpunkt machte überhaupt ihren Ausbruch möglich. Deutschland ist in allen diesen Beziehungen der directe Gegensatz von Frankreich. Jeder deutsche Stamm will vor Allem seine Individualität respectirt wissen, und Alle zusammen haben nur das Bestreben, ihre Einheit in einem gemeinschaftlichen Bunde darzustellen, welcher freilich mehr eine Repräsentation der Völker, als blos der Fürsten, ausdrücken sollte. Bei solcher Sachlage gehört eine allgemeine politische Umwälzung in das Reich der Chimären. Die französische Centralisation brachte eine

Revolution in drei Tagen zu Stande; Deutschland ward mit seiner kirchlichen Reform, die ja auch zum Theil eine politische war, in drei Jahrhunderten nicht fertig. Langsamkeit mag ein Fehler sein; aber Ausdauer, die sich häufig damit verbindet, ist jedenfalls eine Tugend, besonders da, wo es sich um Ideen handelt. Deutschland, die deutschen Köpfe und Herzen, sind jetzt in einer gewaltigen Revolution begriffen; aber diese Umwälzung ist, der Natur des deutschen Charakters gemäß, weniger eine politische als eine moralische. Das Wesen Frankreichs ist noch immer die Revolution; das Wesen des heutigen Deutschlands ist vorzugsweise die Reform. Der reformirende Gedanke durchzieht, wie ein feiner Lebensäther, alle größeren und kleineren Staaten, die rein monarchischen nicht ausgenommen; das laute Verlangen nach Reform gibt sich in allen Classen der Gesellschaft kund. Der Bürger verlangt die ungehinderte Ausübung seiner täglich wachsenden Thätigkeit; der Staatsmann ist nicht ungeneigt, solchem Begehren nachzugeben, nur paßt die neue Richtung nicht zu dem alten System, das er verfolgen soll. Beide fühlen sich beengt durch die Schranken, womit Gewohnheit und Herkommen sie umziehen; beide streben im Stillen, sich von ihnen zu befreien. Wie Administration und Bürgerthum längst nicht mehr geschiedene Elemente sind, sondern sich innig und lebendig durchdringen und verweben, zeigt am besten das Wesen der neuen Industrie, zumal in ihrem wichtigsten Resultat: den Eisenbahnen. Mit der ersten Eisenschiene, die auf deutschem Boden gelegt wurde, verschwand der letzte Schatten des mittelalterlichen Zunftwesens, und die erste Ge-

werb-Ausstellung ließ kein anderes Monopol übrig als das des Geistes, der freien Thätigkeit. Aber Eisenbahnen und Zoll-Vereine sind keine Zwecke, sind nur Mittel zum Zwecke, und Zöllner sind noch keine Staatsbürger. Seht, das Volk ist brav, tüchtig, ist thätig, ist fleißig: Fleiß macht mündig — das bedenkt, die Ihr nur immer die Vormünder spielen wollt. An Euch ist es nun auch, einen neuen Menschen anzuziehen, alles Flache, Hohle, Leere abzuschütteln, was als Erbtheil voriger Jahrhunderte, gleich den Ruinen alter Ritterburgen, fremd und unbrauchbar in unser neues Leben gespenstisch hineinragt. Das Reich des Zufalls und der Willkühr ist vorüber; nun gilt's, ein Leben zu gestalten, das eines großen, tüchtigen Volkes würdig sei; ein Leben des Rechtes, des Gesetzes, der Ordnung, der Freiheit. Was Deutschland, besonders in den letzten Jahren, für diese höchsten Interessen gethan, liegt vor Jedermanns Augen; wendet mir Jemand ein: mehr gesprochen als gethan — so kann dies nur theilweise gelten. Jeder wahre Gedanke ist eine That, und das tüchtige Wort ist ein Handeln oder regt zum Handeln an. Indem die Wissenschaft den Gedanken der Reform aufnahm, den sie im deutschen Bewußtsein vorfand, hat sie auf eine unberechenbare Weise dazu beigetragen, diesen Gedanken lebendig zu erhalten, ja, ihm erst zur lebendigen Existenz zu verhelfen. Die Staatsmänner aller deutschen Länder, der constitutionellen wie der noch rein monarchischen, wenn sie auch außer Stande sind, den strengen Forderungen der Theorie für den Augenblick nachzukommen, können und wollen sich ihr doch nicht gänzlich entschlagen, und suchen durch weise Zugeständnisse den

künftigen besseren Zustand allmälig vorzubereiten. Die heranwachsende Generation, in den Ideen der Reform, des Rechts, der Freiheit erzogen, wird in den nächsten Jahren so Manches auf friedlichem Wege und mit Leichtigkeit praktisch durchsetzen, was vor der Hand nur eine theoretische Geltung hat. Ein Jahr wiegt jetzt ein voriges Jahrzehent auf, und wer mit dem Bewußtsein der Nothwendigkeit vorschreitet, kann nicht mehr rückwärts schreiten. Allmächtig ist die Idee der moralischen Reform; alle Vernünftigen, Billigen, Gerechten schwören zu ihrer Fahne, und selbst ihre Gegner bekennen sich stillschweigend zu ihr, oder geben sich wenigstens den Anschein: der Sieg einer Idee ist entschieden, wenn man sie nur verstohlen zu bekämpfen wagt.

2.

Oesterreich im Verhältniß zu Deutschland.

Es gibt noch immer Leute, welche bezweifeln, daß Oesterreich zu Deutschland gehöre. Kein deutscher Literator, der im Solde seines Verlegers reist und seine dürftigen Anschauungen in Reiseskizzen zu Markte bringt, kehrt aus Wien zurück, ohne von den „gemüthlichen" Wienern, von Volksleben, Fiakern, Strauß und Lanner, vom Prater und Backhühnern zu erzählen, wohl auch gelegentlich Schiller's Distichon vom Lande der Phäaken zu citiren. Einigen von ihnen, deren Gemüth poetischer besaitet ist, kommen die „Spatziergänge eines Wiener Poeten" ins Gedächtniß, und auf dem Kahlenberge wird in einem Gedicht auf den Stephansthurm einiger sentimentaler, liberaler deutscher Katzenjammer angestimmt. Alle diese Duodez-Touristen geben nur in Prosa und Versen kund, was ihnen selbst, in der Heimath und im Herzen, gebricht. Was Einem fehlt, davon spricht und singt er; worüber sich Einer lustig macht, das fehlt ihm. Ein Franzose in Wien wird sich schwerlich veranlaßt finden, über die Frohnleichnams-Procession, über Hofgalla und

Ostermontags-Prater in besonderes Erstaunen zu gerathen, denn sein Paris bietet ihm derlei schöne Sächelchen zur Genüge. Ein Engländer in Wien würde die raaber und Nordbahn befahren, den Sitzungen des Gewerb-Vereins und der Landwirthschaftsgesellschaft beiwohnen, allein melancholisch-politische Betrachtungen kämen ihm dabei nicht in den Sinn, am wenigsten versificirte. Der deutsche Kleinstädter dagegen fühlt sich durch das ihm ungewohnte, lebendige Treiben einer großen Residenzstadt verblüfft und beengt; der Glanz und das Gerassel der Equipagen sagt seinem keuschen, puritanischen Sinn so wenig zu, als der freie, ungenirte Ton in allen Classen der Gesellschaft; er nennt Frivolität, Gedankenlosigkeit, undeutsches Wesen, was nichts Anderes ist, als der gewöhnliche Ausfluß eines großen, geselligen Verkehrs, und was, freilich in einem größeren Maßstabe, auch in Paris, London und St. Petersburg zu finden ist. Dafür schilt der Wiener den deutschen Doctor mit seinem unmodischen Frack und seinen ungelenken Manieren einen Pedanten. Irgend ein Witzbold sagt: „Wien ist eine große Stadt, Berlin ist eine Stadt, die groß ist.“ Und in der That, Menschenmassen und neue Bauten erzeugen noch immer kein großstädtisches Leben; auch ist, gut zu essen, keineswegs die nota characteristica der Großstädter. Man ißt in Leipzig und Frankfurt besser, als in Wien; auch ist, wenigstens zur Zeit der Messe, der Verkehr in diesen Städten lebhaft genug; aber eine Million von Buchhändlern oder Kaufleuten erzeugt noch immer nicht den Ton und das Wesen einer Groß-Stadt. Man wirft den Wienern Frivolität, Genußsucht, Theilnahmslosigkeit an geistigen Interessen vor: das mochte, wenn auch nur

zum Theil, vor Zeiten gelten. Aber die Wiener haben sich geändert; sie sind verzweifelt ernsthaft geworden. Die Industrie hat auch hier, wie allenthalben, ihren Thron aufgeschlagen; ein Volk, das Gewerb-Vereine bildet und Eisenbahnen baut, hat nicht mehr Zeit, sich vorzugsweise mit gebackenen Hühnern, dem Leopoldstädter Theater und mit Strauß und Lanner zu beschäftigen. Aber abgesehen von dieser materiellen Zeit-Richtung ist mit den Wienern, besonders im Mittelstande, eine gewaltige Veränderung vorgegangen. Man muß, irgend ein geistiges Interesse im Auge, in den gebildeten Classen Wiens gelebt und beobachtet haben, um zu erfahren, welchen Gang die Bildung in den letzten 20 Jahren hier genommen. Empfänglichkeit, gesunder Sinn und Hausverstand wurde dem Oesterreicher, selbst von den Nord-Deutschen, bisher nicht abgesprochen; aber die rege Theilnahme des Wieners der neueren Zeit an den Interessen der Kunst, der Wissenschaft, des öffentlichen Lebens blieb dagegen gänzlich unbeachtet. Kein bedeutendes Moment der Gegenwart, die Bestrebungen der speculativen Philosophie etwa ausgenommen, welches der Wiener-Mittelstand nicht in sich aufnähme. Daß der Fortschritt der Wienerbildung dem übrigen Deutschland unbekannt geblieben, ist leicht begreiflich, da er nirgends einen öffentlichen Ausdruck findet: das große Kaiserthum besitzt nicht einmal eine Literatur-Zeitung. Doch wir kommen auf diesen und anderen Uebelstand weiter unten zurück.

Oesterreich zeigt noch eine frische und blühende Physiognomie; es gleicht einem lehrbegierigen Jüngling, der sich der neuen und herrlichen Erscheinungen erfreut, die

ihm an der Pforte des Wissens entgegentreten; aber die skeptischen Elemente, welche jeder echte Bildungs-Prozeß in seinem Schoße birgt, sind bei ihm noch nicht völlig zum Durchbruch gekommen. Seine Sinne sind noch frisch, die hagere Abstraction ist noch nicht an die Stelle des vollen, kräftigen, concreten Lebens getreten. So kommt es, daß zur Zeit der Kritik und des Negirens sich die Poesie in Oesterreich erst zu regen beginnt, welche in den übrigen deutschen Ländern vor der Hand der Speculation das Feld räumen mußte. Allein die Poesie trat in Oesterreich nicht so harmlos auf, wie früher. Ihre erste Regung in den „Spatziergängen eines Wiener-Poeten" hatte eine politische Färbung; es ist bekannt, mit welchem Antheil ganz Deutschland diese poetisch-politischen Schwärmereien eines noch unreifen jugendlichen Geistes begrüßte. Gegenwärtig gelten A. Grün und Nikolaus Lenau als die begabtesten poetischen Talente der Gegenwart. Die neue Theorie spricht so viel von einer Regeneration der Poesie; die Deutschen sehen dem dichterischen Messias mit einer Art zuversichtlicher Sehnsucht entgegen. Wohlan! In A. Grün und Lenau besitzt Ihr einstweilen ein paar Vorläufer des Erwarteten: der Erstere hat das politische Element der Gegenwart erfaßt; der Letztere das speculative und religiöse Moment aufgegriffen; Beide haben auf die Dauer gewirkt, weil sie sich nicht blos begnügten, Abstractionen in Verse zu bringen, wie etwa in neuester Zeit Herwegh oder Prutz, sondern weil sie die Idee, welche ihren Anschauungen zu Grunde lag, an einem Wirklichen und Vorhandenen entwickelt. Und wähnt nur nicht, diese Dichter seien in Oesterreich unbeachtet

geblieben, weil die dortigen Journale sich Jahre lang versagen mußten, ihre Namen zu nennen, während die Blätter von Nord- und Süd-Deutschland des Anpreisens und Rühmens kein Ende finden konnten — nein, auch in ihrem Vaterlande haben diese beiden Dichter den lebhaftesten Anklang gefunden, nur ist dem Verfasser des „Schutt" vor jenem des „Savonarola" ein größeres Publicum zugefallen. Und warum? Nicht, weil er das größere Talent besaß — Beide mögen sich hierin, wenn auch an Qualität verschieden, quantitativ die Wage halten — sondern weil er den Modeton angestimmt, weil er Politik gesungen, weil er ein sogenannter „liberaler" Dichter war. Seine Wirkung war stoffartig, wie Göthe in ähnlichen Fällen zu sagen pflegte. Der Himmel verhüte, daß ich die volle Entwicklung deutschen öffentlichen Lebens nicht aus vollem Herzen wünschen sollte, daß ich nicht der Meinung wäre, jeder einzelne Bürger, somit auch der Dichter, möchte sein Scherflein dazu beitragen; aber Niemand wird mich überreden, daß die Poesie vorzugsweise berufen sei, eine politische Umstaltung der Dinge zu bewirken. Politische Meinungen werden besser in Prosa durchgeführt, als in Versen; die Poesie verlangt, wie ich weiter oben auseinandergesetzt, ein mehr oder minder fertiges Stück Welt — denn was nicht ist, das läßt sich nicht besingen; Tyrtäus und Körner sangen ihre Kriegslieder, als es wirklichen Krieg gab; wenn die neue, deutsche Poesie, statt Liebe und Wein, Freiheit singt, so ist das nur ein schönes Zeichen, daß sie den Stoff, die Freiheit, wenigstens als frisch aufblühenden Keim im deutschen Leben gefunden. In diesem Sinn mögen auch etwas burschikose Manifestationen der Freiheits-Idee ihre Geltung

haben; obwohl mit solchem gereimten abstracten Liberalismus im Grunde wenig gewonnen ist, da obendrein A. Grün das Alles bereits besser, viel lebendiger und concreter gesungen hat. Man war endlich, nach mancherlei Debatten, übereingekommen, daß die Kunst keinen andern Zweck habe, als sich selbst, daß sie weder der Religion, noch der Moral zu dienen brauche. Die Poesie ist „das Zweckmäßige ohne Zweck", wie dies Kant geistreich und prägnant ausdrückt. In neuester Zeit, wo sich jede Existenz der sie hemmenden Schranken zu entledigen sucht, will man der armen Poesie neue Fesseln schmieden: sie soll mit Einem Mal zur gehorsamen Dienerin der Freiheit, des Liberalismus werden. Wahrhaftig, diese modernen Freiheitssänger kommen mir vor, wie die einstmaligen Verfasser der Trinklieder, die meist Wasser tranken. Was ist's denn nur mit dieser Freiheit? Hat es Euch nicht schon Börne gesagt, sie sei nichts Anderes als der normale Zustand, die Gesundheit? Wer gesund ist, der spricht nicht davon; wer in Einem fort von Freiheit singt, der besitzt sie nicht. Die Engländer sind ohne Zweifel frei; aber weder W. Scott, noch Bulwer füllen die Seiten ihrer Romane mit liberalen Ideen aus, sondern begnügen sich, Charaktere, Situationen, Gesinnungen, das Leben, das Wirkliche darzustellen. Auch der Verfasser der transatlantischen Skizzen ist frei, und schildert ein freies Volk, aber er sitzt nicht immer auf dem hohen Pferd, und scheut sich gar nicht, die Lächerlichkeiten und Abgeschmacktheiten einer von ihm im Ganzen hochgeschätzten Nation im poetischen Lichte durchschimmern zu lassen. Politische Zustände sind nicht mehr, noch minder Stoff für den Dichter, als religiöse oder

2*

sociale; der echte Dichter ist immer liberal, wenn auch nicht im Sinne einer beschränkten Partei, und wenn er auch sein politisches Glaubensbekenntniß nicht stets auf der Zunge trägt. Als Lessing den Nathan schrieb, hatte er, außer dem poetischen Zweck, noch einen andern, praktischen, dabei im Auge; aber mit welcher Humanität und Liebenswürdigkeit wußte er diesen prosaischen Zweck (jeder praktische Zweck ist prosaisch) zu verschleiern! Der wahre Dichter birgt in der Fülle seines Gemüths und seiner Phantasie etwas Anderes und Besseres, als deutschen Liberalismus. Dabei versteht es sich von selbst, daß der wahre Dichter das Wesen und die Forderungen seiner Zeit nicht verkennt; er ist ja selbst nichts Anderes, als der lebendig gewordene Ausdruck seiner Zeit. Und so aufgefaßt, hat allerdings die als neu zu Markte gebrachte Behauptung: die Poesie müsse sich regeneriren, einen Grund, der zu allen Zeiten galt. Die Poesie muß sich immer, in Einem fort regeneriren; auch das Leben, die Welt, somit die Lebensanschauung regenerirt sich. Wenn dem neuen Spanien Dichter entstehen sollten, so werden sie ihren Schöpfungen gewiß nicht Calderons katholisch-mystisches Princip zu Grunde legen; aber ich zweifle auch, daß sie aus den Theorien der Exaltados Erkleckliches schöpfen würden. Der neue deutsche Dichter, der im Sinne Hagedorn's, oder selbst Hölty's, Wein und Liebe singen wollte, wäre ohne Zweifel ein Thor; aber nicht minder thöricht sind die modernen deutschen Kritiker, wenn sie behaupten, man dürfe nicht mehr von Wein und Liebe singen, weil man die Freiheit besingen müsse. Macht Euch erst frei, schafft Euch ein Leben und dann singt, wenn Ihr Stimme habt. Aber dieses neue

Leben, das Ihr singend erschaffen wollt, taugt vor der Hand blutwenig; dieses politische, puritanische Leben, ohne Wein und Mädchen, ist ein sehr langweiliges, abstractes Leben. Lieber will ich mit Gervinus glauben, unsere Zeit tauge gar nicht für Poesie, und mit ihm verlangen, die Dichter möchten sich der wirklichen, prosaischen Politik zuwenden, als diese polemischen und politischen Reimereien länger geduldig anhören, die häufig von guter Gesinnung, von Geist und Bildung ihrer Verfasser zeugen, aber zugleich deren poetische Unfähigkeit beurkunden. Eine vernünftige Opposition ist löblich und nothwendig; aber Opposition ist Negation, und mit bloßem Negiren wird keine Welt geschaffen. So soll und wird sich denn auch die neue Poesie des öffentlichen Elements im deutschen Leben bemächtigen, aber sie darf sich nicht begnügen, es mit poetischen Noten zu begleiten, sondern sie muß, wenn sie wahrhaft göttlichen (dichterischen) Ursprungs ist, das Wort in Fleisch und Blut verwandeln, und statt Chimären und Nebelbilder, lebendige, wirkliche Gestalten bilden. Im Leben ist und bleibt die Gesinnung das Höchste; aber der Künstler, wie sehr auch seine höchste Vollendung durch eine tüchtige Gesinnung bedingt ist, wird allewege ohne angeborene poetische Zeugungskraft, nichts Dauerndes zu Stande bringen. In unserm Schiller vereinigt sich Gesinnung und Poesie; Börne hat Gesinnung ohne Poesie, allein er war klug genug, nur in Prosa zu schreiben; Heine hat Poesie, ohne Gesinnung.

Ich bemerkte früher, daß A. Grün's und Lenau's Gedichte von den österreichischen Blättern ignorirt wurden: das macht, diese beiden Dichter hatten ohne Bewilligung der Censur geschrieben; die Blätter durften ihrer

nicht erwähnen. Sonderbar! So bedeutende Talente, denen das Ausland verdiente Kränze flocht, wurden in ihrem eigenen Vaterlande, welchem sie Ehre brachten, als Fremde behandelt. Aber die Verhältnisse haben sich seitdem geändert; Gutzkow, der einst vom deutschen Bunde proscribirte Gutzkow, hat indessen seine Tendenz-Schauspiele im wiener Hoftheater zur Aufführung gebracht; „Schutt" und „Savonarola" stehen in den österreichischen Buchläden zum Verkauf; eine wiener Zeitschrift theilte unlängst Lenau's und Grün's Portraite mit. Die Zeit gleicht manche Unebenheiten aus. Derlei Erfahrungen mögen Wasser auf die Mühle gewisser Leute sein, welche da zu sagen pflegen: „Man muß eben Alles gehen lassen wie es geht" — „Das Gute macht sich von selbst" — „Jeder kehre vor der eignen Thür" — und wie die artigen Sprüchelchen alle heißen. Und in der That, es ist nicht zu besorgen, daß das Gute und Vernünftige nicht nach und nach in der ganzen Welt zur Erscheinung komme. Der Gedanke, erst gedacht, wird sich auch geltend machen; das Zauberwort ausgesprochen, erfolgen die Metamorphosen von selbst. Aber es wäre eines vernünftigen Wesens unwürdig, Veränderungen und Verbesserungen auf dem willkürlichen Wege des Zufalls zu erwarten, welche eigene Kraft und eigener Wille schneller und besser herbeizuführen, und ihnen eine zweckmäßige Richtung zu ertheilen geeigneter sind. Oesterreich hat, insbesondere in den letzten zehn Jahren, in seiner innern Entwicklung bedeutende Fortschritte gethan, Regierung und Regierte in diesem Lande haben, mit mehr oder minder Bewußtsein, das deutsche Princip der Bildung, der Reform in sich aufgenommen; von Oben

bezeichnen diese Richtung die Revisionen der Gesetze, die Verbesserungen in Schul- und Unterrichts-Wesen, die Maßregeln zur Regulirung des Staatshaushaltes; von Unten die zunehmende Thätigkeit in allen Volksclassen, die Verbesserungen und Erfindungen in den meisten Gewerbszweigen, das Entstehen und rasche Emporkommen neuer Fabriken, die Gewerb- und landwirthschaftlichen Vereine. Rechnet man hiezu den Umschwung, welchen die letzte große Maßregel der Regierung in Betreff der Eisenbahnen in Handel und Verkehr herbeizuführen verspricht, indem sie uns das gebildete und gewerbfleißige Deutschland näher rückt, und den Anschluß an den Zollverein als gewisse Perspective nicht mehr in weiter Ferne zeigt, so steht nicht zu bezweifeln: Oesterreich werde in den nächsten zehn Jahren eine ganz neue Physiognomie gewinnen, und bei zunehmender und durchgreifender Bildung das interessante Schauspiel eines Landes, eines Volkes darbieten, welches, noch voll jugendlicher Energie, tüchtig, heiter, dabei mit mäßiger Gesinnung, im Leben, Kunst und Wissen noch nicht blasirt, die neuen Elemente socialen und öffentlichen Lebens in sich aufzunehmen und gewiß in eigenthümlicher Art zur Erscheinung zu bringen berufen ist. —

3.

Literarische Epochen.

Die Literatur eines Volkes, indem sie einerseits der Ausdruck seiner Gesammtbildung ist, dient andererseits wieder als Hebel zu seiner Weiter-Bildung. Große Genies in Kunst und Wissen, mag ihr Entstehen auch nur unter gewissen historischen oder politischen Verhältnissen möglich sein, erscheinen häufig, wie Meteore; der Himmel ist eigensinnig, und schleudert bisweilen ein Talent in eine Zeit, mit der es, dem Anschein nach, in keinem directen Zusammenhang steht; so steht das große Talent nicht selten vereinzelt da. Dagegen sehen wir die Gesammt-Literatur eines Volkes ihre höchste Blüthe meistens dann erreichen, wenn seine politische Macht zum obersten Gipfel gelangt ist; auch lieben es die literarischen Sterne, gleich den Planeten, sich um das erwärmende Licht einer politischen, einst monarchischen Sonne zu bewegen: ich erinnere an die Zeit des Perikles und Augustus, an die Mediceer, Louis XIV., an Shakespeare und Calderon. So schließt sich auch die erste Glanz-Periode der deutschen Literatur, die rit-

terliche Zeit der Minnesänger, an große Fürsten-Namen, wie K. Friedrich II., Leopold von Oesterreich und Hermann von Thüringen. Das Aufleben deutscher Art und Kunst, in einem ganz andern Sinne, als dem der mittelalterlichen Liebe und Ehre, hatte hingegen der politischen Macht und Größe nichts zu danken; die deutsche keusche Muse nahte nicht einmal dem Thron Friedrichs des Großen, noch nahm er von ihr Notiz.

„Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Mediceers Güte
Lächelte der deutschen Kunst."

Die neue deutsche Poesie blühte anfangs wie eine Blume im stillen Thal, und die vornehme französische Literatur, deren Blumen zum Theil in Treibhäusern gezogen wurden, wußte kaum von ihrer Existenz; mit um so größerem Stolze sehen wir nach manchem Jahrzehend die uns indessen befreundete Nation in unser abgelegenes Thal wandern, und die Wunderblume, die perennirende Aloë, mit Staunen und Ehrfurcht betrachten. Niemand bestreitet, der Erscheinung nach, den Vorwurf, welchen die Historiker dem Protestantismus zu machen pflegen: er sei auf lange Zeit der Entwicklung deutscher Kunst und Wissenschaft hinderlich gewesen; allein wer aufbauen will, muß erst zerstören, den Schutt wegräumen; das falsche Princip muß erst hinausgekämpft werden, damit das wahre, lebendige sich geltend mache, und gut Ding braucht Weile. Die neue deutsche Wissenschaft ist, nach glücklicher Besiegung der Scholastik, der Dogmatik, aus dem Protestantismus, aus der Kritik, und aus der geläuterten Kritik ist die neue deutsche Poesie hervorge-

gangen. Die deutsche Literatur ist nicht wie die anderer Völker, der Ausdruck einer glänzenden politischen Epoche, sondern ist die Fleisch und Blut gewordene Darstellung der Freiheit des menschlichen Geistes, und Leibnitz, Lessing, Klopstock, Göthe, Herder, Schiller, Kant, Fichte, Schelling und Hegel sind ihre Apostel. Allein wir dürfen uns auf diesen tiefen Grundgedanken der deutschen Literatur nicht allzuviel zu Gute thun; da er nicht in der Nation selbst wurzelt, sondern nur in ihren vorzüglicheren Geistern, so tritt er häufig zaghaft und verschämt auf, und wird zugleich meist von Denen verkannt, in deren Mitte er entstanden ist. Die Werke eines französischen Schriftstellers sind der Schriftsteller selbst, sind oft sein besseres Selbst; die Persönlichkeit, der Charakter, der Mann, der hinter dem Werke steckt, ist häufig klein, während sein Talent groß ist, und nur das Bewußtsein, daß er aus und zu einer Nation spricht, daß er von seinen Angehörigen vollkommen verstanden wird, verleihet seinen Werken den Stempel der Ruhe, der Vollendung, der Classicität. Der deutsche große Schriftsteller ist in der Regel besser als seine Werke; er ist gezwungen, sein Bestes zu verschweigen. Er schreibt vor Allem zur Befriedigung seiner selbst; er schreibt für die Menschheit, nicht für eine Nation. Er selbst und seine Freunde sind sein bestes, sein einziges Publicum.

„Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.“

Ein Franzose oder Engländer hätte gesungen:

„Wer nicht die Welt in seinem Volke sieht.“ —

Dem deutschen Schriftsteller fehlt zu seiner Vollendung ein Haupt-Element: das Oeffentliche, das Nationelle. Dieser Mangel erklärt die Form seiner Werke. Ein jeder bildet sich als Individuum aus, mit seinen Vorzügen und Fehlern, ohne Hinblick auf das Ganze; auf's Höchste kommt das Wesen der Provinz, welcher der Schriftsteller angehört, in seinen Darstellungen zur Erscheinung. So sind z. B. Kotzebue's „deutsche Kleinstädter“ weniger deutsche als weimarische Kleinstädter. Bei dem Mangel eines allgemeinen, öffentlichen Interesses, ja, selbst einer Hauptstadt, wie Paris oder London, gelangt der deutsche Dichter oder Philosoph selten zu dem nöthigen, freien praktischen Blick; sein Ausdruck wird abstrus und minutiös; man sieht der Darstellung an, daß irgend etwas fehle. Ein Genie kann in Baireuth oder Nieder-Katzen-Ellenbogen geboren werden, und sich zwischen Gensd'armen und Liederkränzchen zur höchsten Freiheit des menschlichen Geistes erheben; allein die Beschränktheit seiner Lebensanschauungen wird sich immer mehr oder minder in seiner Darstellungsweise wiederspiegeln. Es geht ein rührend-wehmüthiger Zug durch die deutsche Literatur, ein unnennbar mystisches Element, welches insbesonders die Ausländer anzieht. Jean Paul's Individualität mag vorzugsweise andeuten, was ich meine. Niemand kann weniger aus seiner Haut heraus als ein deutscher Literator. Keiner gleicht dem Andern. Die Dramen aus Shakespeare's Zeit sehen sich beiläufig ähnlich, eben so die französischen Tragödien und Komödien, oder die Gestalten der neuen französischen Romantik. Aber man nenne mir zwei bedeutende deutsche Schriftsteller, deren

Anschauungs- und Darstellungsweise nicht auf der verschiedensten Individualität basire. Göthe und Schiller, welche sich befreundet waren, mit einander lebten, welche in einer Periode ihres Wirkens den Satz aufstellten: gebildete Schriftsteller müßten so schreiben, daß man sie von einander nicht unterscheiden könnte — haben dennoch nicht zwei Perioden hervorgebracht, worin man den Einen mit dem Andern verwechselt hätte. Diese Darstellung des Allgemeinen in der hartnäckig festgehaltenen Form des Individuums, welche das Charakteristische der neuen deutschen Literatur ausmacht, verleiht ihr, bei der Tiefe der Ideen, eine ewige Dauer, und durch das Geistreiche der Individualitäten, einen besondern Reiz, aber nur bei einem Publicum, welches philosophischen Blick besitzt, mithin nur bei den Gebildeten aller Nationen. Wirksamer dagegen und populärer ist eine Darstellungsweise, bei welcher das Individuum, mehr oder minder, im öffentlichen Element aufgeht. Ein Engländer oder Franzose kann überhaupt das Leben nur erfassen im Sinne seiner Nation; selbst Shakespeare bleibt Engländer da, wo er nicht unser Herr Gott selbst ist. Der deutsche große Schriftsteller ist ewig ein deutsches Individuum, aber die Art Deutsche kümmert ihn wenig, sondern nur die Gattung Menschen. Der englische und französische Schriftsteller hat, wenn er schreibt, immer seine Nation vor Augen; der deutsche bestimmte Personen oder Zwecke, unter denen sich ein Allgemeines verbirgt. So schrieb Lessing seinen Nathan, um die Theologen zu ärgern (kritischer Zweck); Schiller begeistert sich im Marquis Posa für das Weltbürgerthum; so sind in neuester

Zeit Immermann's Romane oft im Grunde nichts Anderes als ästhetische Abhandlungen über Ironie und Humor, mit einer starken Dosis übler Laune versetzt über literarisches Cliquen-Wesen und Mangel an Anerkennung. (Nebenbei gesagt ist es höchster Mangel an Takt, das Publicum merken zu lassen, daß man sich von ihm vernachlässigt fühlt.) Man vergleiche doch den letztgenannten Dichter und seine Wirkung mit irgend einem englischen modernen Romanen-Schriftsteller, Bulwer oder Boz! Immermann hat Poesie im Leibe, ist höchst gebildet, geistreich, besitzt Witz und Empfindung, nur fehlt es seinen Figuren an echtem, realem Leben. Boz dagegen, ein echt englisches, praktisches Talent, treibt sich in der Gesellschaft von schlechten Schulmeistern, Straßenräubern, Bankerottirern und dergleichen Gesindel herum, und seine Schriften werden übersetzt, in vielen Auflagen vom deutschem Publicum verschlungen, welchem diese Genre-Schilderungen, wegen ihres echt nationalen Colorits, kaum halb verständlich sind, während Immermann selbst gestehen mußte, daß sich die einzige Auflage der von den Blättern gepriesenen „Epigonen" von wenig hundert Exemplaren in Jahren nicht vergreifen wollte. Bei dem Mangel des nationellen Elements in den Werken unserer Schriftsteller besitzen wir auch keine Classiker, im Sinne der Alten oder selbst der Franzosen. Unser einziger Classiker ist Göthe. Man hat diesem endlich, nach vielen Debatten, den obersten Platz auf dem deutschen Parnaß angewiesen. Hat aber Göthe, in seiner Totalität erfaßt, einen tiefen, dauernden Einfluß auf sein Volk ausgeübt? Einen weit geringeren, als Schiller. Einzelne seiner Werke haben gewirkt, weil

sie Zeit=Richtungen ergriffen oder ihnen entgegenkamen; so „Werther", „Götz von Berlichingen". „Faust" ist, wie Shakespeare, ein Eigenthum der Welt, für alle Zeiten. Göthe im Ganzen blieb dem Volke fremd. Sein innerstes Princip: die harmonische Ausbildung aller Menschenkräfte, ist im Sinne der Antike aufzufassen, wird nur von gebildeten, geistesverwandten und geistreichen Individuen begriffen und benutzt, niemals aber von einem Volke, am wenigsten von dem deutschen. Das deutsche Volk ist brav, tüchtig, sittlich, mag Alles sein, nur nicht besonders geistreich.

Auch in Oesterreich hatte die Literatur zu einer gewissen Zeitperiode eine Art Aufschwung genommen: es war die Zeit der Vernunftbegeisterung, der Toleranz, die Zeit Joseph's **II.** Die Toleranz, welche auf der Kehrseite immer zugleich Intoleranz ist, wurde damals so leidenschaftlich betrieben, wie nur immer jetzt die Eisenbahn=Frage. Es war natürlich, daß sich Dasjenige, was ein lebhafter, feuriger Geist praktisch zur Erscheinung brachte, auch in der Literatur wiederspiegelte. Aber die neuen politischen Elemente, welche plötzlich und gewaltsam, ohne alle Vermittlung zwischen Vergangenheit und Gegenwart, hereinbrachen, waren weder der tiefen philosophischen Forschung, noch der ruhigen poetischen Gestaltung förderlich; Kunst und Wissen ließen sich von den politischen Wellen heben und tragen, und verloren bei diesem Schaukeln die Besonnenheit, welche einzig und allein feste Gebilde schafft; beide wirkten minder lebendig=productiv, als negativ=kritisch. Wenn Joseph die Juden emancipirte, die Fessel der Leibeigenschaft zerbrach, und die Mönchsklöster aufhob, begnügte sich die

Literatur, die abstracte Aufklärung (das „Aufklähricht" wie ein Neuerer sagt) zu preisen, und über das Pfaffenwesen loszuziehen. Sonnenfels Schriften mochten für ihre Zeit nützlich und löblich sein, aber sie haben keinen bleibenden Werth; Alxinger ist kein Poet; Blumauer ist witzig, aber trivial; der philosophische Roman „Faustin" ist ein Gemisch von Voltairianismus, Cynismus und Aufklärerei; die zahllosen Broschüren und Abhandlungen, welche die entfesselte Presse damals hervorrief, sind ohne tieferen, philosophischen Gehalt, und obendrein meist schlecht geschrieben. Ein einziges Werk, welches sich, nebst Blumauers Gedichten, aus dem Schiffbruch jener stürmischen Zeit in die unsere gerettet, und sogar unlängst in neuer Auflage nicht ohne Antheil blieb, „Dy-a-na-Sore" von Meyern, zeigt von einem tüchtigen und kräftigen Charakter seines Verfassers; aber auch er konnte sich über die prosaische Aufklärungs-Idee nicht bis zur Poesie erheben. Bei alledem dürfen wir über die österreichische Toleranz-Literatur nicht geradezu den Stab brechen; schon Das gereicht ihr zur Ehre, daß sie aus einem Wirklichen hervorging, sich von ihm angezogen fühlte; daß sie lieber die factisch und wenigstens für einige Zeit befreite Vernunft und das Hütteldorfer-Bier, als Daphnis, Lalage und die neun Musen besang, daß sie lieber gut österreichisch, als schulgerecht griechisch und römisch dachte und fühlte. Wenn es ihr an Geschmack gebrach, so theilte sie diesen Mangel, einige Ausnahmen abgerechnet, mit dem übrigen Deutschland; auch ist an den monstruosen Hervorbringungen ihrer Repräsentanten etwas zu loben, was man an bessern Schriftstellern ungern vermißt: die Ge-

sinnung. Rechnet man dazu, daß diese Literatur, wie ihr Schöpfer mitten im Entwicklungs-Proceß verschied, indem bald nach Joseph's Tode der alte Censur-Zwang wieder herbeigeführt (restaurirt) wurde; so kann man wenigstens die wohlmeinende Vermuthung hegen, ihre bessern Talente hätten sich, bei einer günstigern Wendung der Zeitverhältnisse, späterhin abgeklärt, und vielleicht bis zur Idee der Schönheit erhoben. Aber auch so, wie sie sind, in ihrer derben Tüchtigkeit, in ihrem, nicht immer gewählten Witz und Humor, repräsentiren sie auf keine unwürdige Art ein Stück des österreichischen National-Charakters.

Wir sind nun in die Zeit gelangt, wo das große Ereigniß im Westen in die Verhältnisse des gealterten Europa mächtig eingreifen, sie zum Theil gänzlich umgestalten sollte. Wie passiv die deutsche Literatur sich der französischen Revolution gegenüber verhielt, ist zur Genüge bekannt. Göthe's „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten", „die Aufgeregten" und der „Bürger-General" stellen im Grunde nur die Inconvenienzen und Irrthümer dar, welche die Idee, wenn sie im bürgerlichen Leben zur Erscheinung kommt, zu begleiten pflegen, ohne der Idee selbst ihr Recht widerfahren zu lassen; ja, man kann aus der Darstellungsweise beiläufig abnehmen, daß der große Dichter der Manifestation der Freiheits-Idee, da sie ihn in seinem behaglichen Schaffen störte, nicht besonders gewogen war. Dagegen hatte der Philosoph von Königsberg in seiner Abhandlung „über den ewigen Frieden" längst das Ideal einer Staatsverfassung aufgestellt, welches sich nun jenseits des Rheins in so gewaltsamer Weise realisiren zu wollen schien.

Mit leidenschaftlicher Ungeduld harrte der große Denker der täglichen Nachrichten von drüben, welche ihm die Lösung des Problems zu bringen versprachen. Zeitungsgierig eilte er der Post entgegen; er vergaß der Mathematik, der Physik, der Astronomie, ja selbst des kategorischen Imperativs, und sprach nichts als Politik, combinirte die Begebenheiten, charakterisirte die handelnden Personen, ließ sich sogar auf politische Weissagungen ein, die nicht selten in Erfüllung gingen. Damit war's alle. In der altpreußischen Realität war mit den neu-französischen Idealen nichts anzufangen; die Stunde der Aufregung ging vorüber, und der würdige Professor las nach wie vor seine Collegien. Wie dankbar wären wir dem Mann, welcher Kant's tägliche Aeußerungen aus den neunziger Jahren aufgezeichnet hätte! Ich meines Theils gäbe gern den neunten Band von Rotteck's Weltgeschichte für ein einziges politisches Tischgespräch des Moral-Philosophen am Pregel. Aber der große Mann theilte das gewöhnliche Loos großer Geister: nur mittelmäßige Köpfe als Zuhörer zu besitzen, und tauben Ohren zu predigen. — Während die Kriegesflamme hell aufloderte und ein Principien-Kampf gekämpft wurde, vor, während und nach einer der merkwürdigsten Epochen in der Geschichte der Menschheit, machten die deutschen Schriftsteller und Dichter im Stillen ihre classische, goldene, bürgerliche Literatur, welche den gewaltigen, politischen Ereignissen nebenher ging, ohne im Geringsten von ihnen berührt zu werden.

Die rasch und kurz aufgeschossenen literarischen Blüthen Oesterreichs waren bald nach Joseph II. Tode abgefallen, ohne neue Schößlinge zu treiben. Immerwäh-

rende Kriege und Finanz-Noth ließen weder dem Regenten Zeit, Wissenschaften und Künste zu pflegen, noch machten sie dem Bürger Lust, sich damit abzugeben. Der Kampf gegen Napoleon verband späterhin die Separat-Interessen Oesterreichs mit den allgemeineren deutschen. Die Begeisterung für die Befreiung deutschen Sinnes, welche von Preußen ausgegangen war, fand ihren poetischen Ausdruck in Theodor Körner, welcher halb und halb Oesterreich angehört. Fürsten und Völker im Bunde hatten den Unterdrücker besiegt; die Deutschen hatten wieder Zutrauen zu einander gewonnen; ein Band der Liebe und Einigkeit umschlang Aller Herzen; die Pforten des Kriegstempels waren, vermuthlich auf lange Zeit hinaus, geschlossen, der Friede mit seinen Segnungen brach herein, und ganz Deutschland überließ sich, in seliger Trunkenheit, der sichern Erwartung einer heiteren Zukunft.

In diesen Friedensjahren tauchte eigentlich die Poesie in Oesterreich zum ersten Male auf, in der Person eines Mannes, der von seinen Zeitgenossen lange nicht in seinem vollen Werth aufgefaßt wurde. Grillparzer's literarisches Schicksal ist ganz eigener Art. Er hatte vor Allen das Mißgeschick, in eine Zeit zu fallen, wo die deutsche classische Literatur vollendet und abgeschlossen war, und wo ein neuer Bewerber, der sich für berechtigt halten durfte, mit den anerkannten Meistern um die Palme des Ruhms zu streiten, stets mit gleichgültigen oder mißgünstigen Augen angesehen wird, besonders wenn er einer Nation angehört, welche in der literarischen Republik bisher nur dürftig repräsentirt war. Zudem ist Deutschland, und war insbesondere damals, in eben so viel Lite-

ratur-Zeitungen als Länder getheilt; die verschiedenen Talente schlugen sich zu ihren Fahnen und Stimmführern, und erhielten von diesen ihre angemessenen Portionen Ruhm. Verschmähten es doch selbst Schiller und Göthe nicht, sich und ihre Werke durch die damaligen literarischen Trompeter, die Gebrüder Schlegel, in den weiten deutschen Gauen ausposaunen zu lassen. Aber in Oesterreich gab es keine Trompeter, keine Literatur-Zeitung, gab es keine Literatur, als Grillparzer. Der Mann allein zählt überall nicht viel, am wenigsten in Deutschland. Wenn man bedenkt, mit welcher Achtung das gegenwärtige Deutschland unsern neuen vaterländischen Talenten entgegenkommt, die weit unter Grillparzer stehen, so muß man wehmüthig ausrufen: Et habent sua fata libelli! und wird zugleich das allmählige Verstummen des Dichters begreifen und verzeihlich finden; denn man sage was man will: wer eine Kraft äußert, verlangt auch eine Wirkung zu sehen. Das Talent gleicht dem vortrefflichsten Samen, der aus dem üppigsten Boden hervorschießt, aber aus Mangel an Sonne, an Anerkennung niemals zu seiner schönsten Blüthe gelangt. Uebrigens hat Grillparzer's erstes Auftreten vielleicht sein literarisches Loos entschieden. Je lebhafteren Anklang die „Ahnfrau" auf der deutschen Bühne fand, desto entschiedener und heftiger stellte sich die Kritik einem Schauspiel entgegen, welches sie, durch den äußern Anschein verführt, aus der verrufenen Müllner'schen Schicksals-Idee hervorgegangen erklärte. Der lebendige Strom der Poesie, die Gemüths-Wärme, der Phantasie-Zauber, die wirklichen Gestalten des österreichischen Dichters wurden übersehen gegenüber den personificirten Begriffen, der

Verstandes-Reflexion, der abstracten Leidenschaftlichkeit des Advocaten und Kritikers in Weißenfels. Mit der „Ahnfrau" wurde Grillparzer sein literarisches Plätzchen, als Nachahmer Müllner's, angewiesen, und die deutsche Kritik verfuhr von seinem ersten Erscheinen gegen ihn nur mehr polemisch. Die von der „Ahnfrau" ganz verschiedene „Sappho" machte die Sache um kein Haar besser; sie wurde als untragisch, göthesirend und bürgerlich bezeichnet. „Eierkuchen mit Gurkensalat" hieß der geistreiche Ausdruck, dessen sich ein damaliger Stimmführer in seiner Recension des Trauerspiels bediente. Lord Byron, welcher die „Sappho" nur in italienischer Uebersetzung kennen lernte, hat in der Folge anders über das Stück geurtheilt.

Wenn Grillparzer's Stellung, dem Auslande gegenüber, keine günstige war, so fand er in seinem eigenen Vaterlande durchaus nicht die Elemente, welche sein Talent fördern konnten. Seine Werke fielen zum Theil in die Zeit des lächerlichen deutschen Burschenthums, der sogenannten dämagogischen Umtriebe und der karlsbader Beschlüsse. Die österreichische Regierung, deren Wohlwollen bisweilen durch eine gewisse Aengstlichkeit paralysirt wird, hatte es für nöthig erachtet, eine größere Beschränkung der deutschen Presse zu erwirken; die natürliche Folge war, daß sie in ihren eigenen Ländern die Zügel der Censur noch straffer anzog, als bisher. So wenig Grillparzer, seiner innersten Natur nach, dem damaligen tölpischen deutschen Liberalismus geneigt war, (welchen Immermann in den „Epigonen" nicht übel persiflirt) so war er doch ein Dichter, ein tragischer Dichter; seine Schöpfungen, wie die des Philosophen, ge-

hörten in das Reich der Idee. Die Idee, als solche, ist immer liberal, aber es ist ein Unglück, daß sie die dummen und talentlosen Leute so häufig im Munde führen, mit welchen dann der wirkliche Staat, der nur auf das Practische sieht, die eigentlich geistigfreien und productiven Köpfe in Einen Topf wirft. — Grillparzer hatte dem jugendlichen Schöpfungsdrang in der phantastischen „Ahnfrau" genug gethan; an der „Sappho" war er schnell zum Manne gereift. Ungleich den jetzigen Dichtern, welche sich mit Politik und Speculation abgeben, hatte er sich in die Räthsel der Geschichte vertieft. Das gewaltige Rom und seine großen Schicksale sollten in einer Reihe von Tragödien über die Breter schreiten. Entwürfe wurden gemacht, Scenen ausgeführt, wie die zwischen Hannibal und Scipio. Auch die heitere Griechenwelt sollte neu belebt werden: „Hero und Leander" wurden angefangen, „das goldene Vließ" wurde vollendet, leider nicht unter den günstigsten Auspicien. Die Trilogie ist eine der größten dramatischen Conceptionen, aber in ihren einzelnen Theilen von der verschiedensten Ausführung. Allein auch in dieser unvollendeten Form erschließt uns die „Medea" eine tragische Welt, wie außer Schiller, kein deutscher Dramatiker eine größere schuf. Zwischen Beginnen und Abschluß der Trilogie fällt des Dichters Reise nach Italien, von welcher er ein Gedicht „die Ruinen des campo vaccino" mitbrachte, abgedruckt in der von Schreyvogel redigirten „Aglaja". Ein dienstbeflissener Censor hatte das Gedicht aufgestöbert, welches im Grunde nichts Anderes war, als eine Paraphrase der „Götter Griechenlands". Das Gedicht wurde von Amtswegen aus allen Exemplaren des Almanachs herausgerissen. Dieser gering-

fügige Umstand konnte einen so reizbaren Mann, wie Grillparzer, hindern, die Trilogie mit der nöthigen Gemüthsruhe zu vollenden, und der Pflicht-Eifer eines Polizei-Beamten hat vielleicht die Welt um ein Meisterwerk gebracht. — Die Römer- und Griechenwelt wurde nun einstweilen bei Seite geschoben: die vaterländische Geschichte hatte sich mit Macht der Seele des Dichters aufgedrängt. Man wird Grillparzer niemals richtig beurtheilen, wenn man ihn nicht als Oesterreicher durch und durch, als Patrioten im besten Sinne, auffaßt. Aber er schrieb den „Ottocar" und machte sich die Böhmen zu Feinden, den „treuen Diener seines Herrn" und beleidigte die Ungarn. Man erinnert sich, nach welchen Censur-Anständen, nach welchen Concessionen von Seiten des Dichters „König Ottocar's Glück und Ende" endlich auf die Bühne gebracht wurde, von welcher das Stück bald wieder verschwand. Nichts wirkt auf einen geistreichen Mann, der zugleich ein zart besaitetes Gemüth besitzt, entmuthigender als die kleinen Quängeleien einer prosaischen Außenwelt, welche die Forderungen, die eine große Seele an sich selbst stellt, auf ihre Alltagsbedürfnisse reducirt haben will. Bei einer Reihe von äußeren und inneren Störungen hielt doch der Dichter seinen Lieblingsgedanken lange Zeit fest: die vaterländische Geschichte, in einer Reihe von Bildern und Charakteren des habsburgischen Regentenstammes, dramatisch zu reproduciren. Zu einem dieser Stoffe: dem Bruderzwist zwischen Rudolph und Mathias, hatte er historische Studien gemacht, Situationen, Charaktere entworfen, einzelne Scenen niedergeschrieben. Aber er konnte nicht hoffen, das Werk, wie es ihm vor der Seele schwebte,

jemals auf den Bretern zu sehen; Grillparzer schreibt nicht für die Augen des Lesers, wie die modernen deutschen Dramatiker, sondern für die Augen und Ohren des Zuschauers. Es ist ihm auch, bei dem ihm eingeborenen lebendig-theatralischen Sinn und Takt, nicht darum zu thun, irgend ein verschimmeltes romantisches oder mystisches Element unter Shakespeare's oder Calderon's Aegide, literar-historisch zu Ehren zu bringen, sondern er will lebendig wirken, nicht auf kritische Blätter und eingebildete Kunstrichter, sondern auf das Publicum, auf Gemüth und Phantasie eines Volkes. Die neueste Literatur, welche in Hin- und Wider-Reden, anstatt in Werken und lebendigen Schöpfungen besteht, scheint seinem praktischen Sinn durchaus nicht zuzusagen, und er zieht sich immer mehr vor ihr zurück; die Journalistik rächt sich ihrerseits für diese Vernachlässigung, indem sie das größte Talent seiner Zeit gänzlich ignorirt. Grillparzer gehört, dem Genie und der Richtung nach, der älteren classischen Zeit an, wo die Kunst als solche für das Höchste galt, und wo man bei dem Dichter nicht um politische Meinungen fragte. Grillparzer ist der erste österreichische, und der letzte deutsche Dichter. Wenn er Torso blieb, so tragen Zeit und Verhältnisse mehr Schuld daran, als sein Talent. Wenn er recht hat, das für Abendröthe zu halten, worin Andere eine neue Morgenröthe erblicken, so hat er auch recht, zu schweigen; sollte ihn aber der Geist noch im späteren Mannes-Alter überkommen, so wird er Euch noch immer Dinge zu verkünden haben, von denen sich Eure Philosophie nichts träumen läßt.

4.

Neue, praktisch-humane Richtung.

„Es ist eine Wollust, einen großen Mann zu sehen“ — unsere Zeit soll diese Wollust nicht genießen. Dafür vermehrt sich zusehends die Zahl der braven, rechtlichen und wohlgesinnten Menschen: das Goldstück setzt sich in Scheidemünze um. Das ist auch etwas. Ein großer Geist gibt häufig nur den ersten Anstoß; die tüchtigen, praktischen Männer setzen fort und führen aus. Ein schöpferisches Genie schleudert oft den Gedanken in eine Zeit, die ihm noch nicht gewachsen ist; die kleinen Geister, die als natürliche Opposition gegen alles Große, die Idee in ihrem allzuraschen Gang aufhalten und hemmen, leisten ihr vielleicht eben dadurch einen Dienst, indem sie verhindern, daß die göttliche Flamme nicht zum Weltbrand werde, und indem sie die noch immer nicht erloschene Glut einer besseren Nachwelt zur Hut und Pflege überliefern. Zudem — das Licht muß nicht nur leuchten, es muß auch erwärmen. Was hälfe uns eine Sonne, die in solcher Entfernung von der Erde stünde, daß wir bei ihrem Glanz erfrören?

Ich habe oben von den Fortschritten des österreichischen Mittelstandes, in Empfänglichkeit und Bildung gesprochen; ich wollte damit vorzugsweise den Bürger, den Kaufmann, den Beamten bezeichnen. Es wäre unbillig, die Humanität der Staatsverwaltung und der Männer, die an ihrer Spitze stehen, unerwähnt zu lassen. So sprichwörtlich in gewissen liberalen Blättern der österreichische Stillstand geworden ist, so ist doch dieser Stillstand, besonders in neuester Zeit, nur ein scheinbarer, wie der der Erde. Uebrigens wäre es etwa für Schwaben oder Baiern leichter, in einem gewissen gleichförmigen Takte vorwärts zu schreiten, als die verschiedenartigsten nationellen Individualitäten, wie Deutsche, Italiener, Dalmatiner, Böhmen, Polen, Zigeuner und constitutionelle Ungarn mit einem Ruck unter denselben Hut socialer und politischer Bildung zu bringen. Das sogenannte Vorwärtsschreiten ist daher in Oesterreich durch die Natur seiner disparaten Staatselemente an einen langsameren Gang gebunden, wie anderwärts. Wenn die Regierung, bei dem Erwerbe von Ländern, die an Sprache, Sitten und Gewohnheiten verschieden sind, ein jedes beiläufig in seiner Eigenthümlichkeit belieߟ, und nur gewisse, gleichmäßige Hauptmaximen allenthalben in Anwendung brachte, so that sie nichts Anderes als was man an Carl dem Großen löblich fand. Seit dem Manne, der sich nicht ungern mit diesem seinen großen Vorbilde vergleichen ließ, ist anderwärts das System der Centralisation beliebt worden, welches allerdings dem modernen Bedürfniß besser entsprechen mag, und welches, in seiner politischen Erscheinung, zugleich die Natur- und Welt-Gesetze symbolisch

darstellt; denn Alles in der Schöpfung strebt zum Centrum. Allein die wahre menschliche Centralisirung ist minder eine politische als eine moralische: Bildung ist der eigentliche Central-Punct, in welchem die verschiedenen geistigen Radien zusammentreffen. In diesem Sinne centralisirt auch, und mit Glück, die österreichische Regierung. Aller Bildungs-Proceß geht vom Individuellen aus, und gelangt nur nach und nach zum Allgemeinen. Erst muß ich meiner selbst, meiner Anlagen, und Kräfte mit Klarheit bewußt werden, ehe ich ihnen eine Richtung geben kann; habe ich dann die Fähigkeit, in der sich mein Wesen vorzugsweise ausspricht, entdeckt, so werde ich sie mit Absicht und Liebe verfolgen, und mich jeder höheren Stufe freuen, die ich in ihrer Entwickelung betrete. Aber das Individuum steht nicht für sich allein; es hält sich zu anderen, und zwar ihm ähnlichen Individualitäten, die es, um dieser Gleichheit willen, schätzt und ehrt. Die homerischen Helden freuen sich, auf eine naive Weise, ihrer Eigenschaften, ihrer Körperkraft und Kriegesstärke; sie rühmen sich, von ähnlichen großen Vätern abzustammen. So erfreut sich ein Volk des gemeinschaftlichen Ursprungs der Sprache, der Sitten, die es verbinden, und wird sich seiner selbst, als eines Individuums, andern Völkern gegenüber, mit Vorliebe bewußt. Diese Vorliebe äußert sich häufig weniger in der Liebe des Einheimischen, als im Haß des Fremden. So bei den alten Hebräern. Auch die Römer schalten das Nicht-Römische barbarisch; die Franzosen nannten vormals alles Germanische le Nord. Der Patriotismus, selbst in seiner rohesten, durchweg egoistischen Form, ist bereits

eine Stufe der Bildung. Ganz rohe Völkerschaften, besonders die nur von Jagd und Krieg leben, wie einige afrikanische Stämme, kommen wohl dahin, einzelne ausgezeichnete Individualitäten zu ehren, die ihnen zeitweise als Anführer Dienste geleistet, aber sie sind noch weit entfernt, sich als Volks-Individualität aufzufassen; fremde Eroberer mußten erst in ihr Land eindringen, um sie zum gemeinschaftlichen Widerstand aufzustacheln, um so die Idee des Zusammenhangs in ihnen zu erwecken. Der rohe Patriotismus ist nichts Anderes als die hartnäckige Festhaltung, die Vergötterung des Individuellen. Das Individuum, dem es mit seiner Bildung Ernst ist, nimmt nach und nach nicht nur das Gemeinsame wahr, wodurch es sich zu ähnlichen Naturen angezogen fühlt, sondern auch das Verschiedene, wodurch es sich von andern unterscheidet, was es aus sich selbst hervorzubringen nicht vermag, und dem es doch einen Werth an sich zuerkennen muß. Der einseitig gebildete Soldat verachtet den Civilisten; bei mehr durchgreifender Bildung erkennt er die Nützlichkeit des Bürger-, die Nothwendigkeit des Beamtenstandes. Zur Anerkennung gehört Kenntniß, d. i. Eindringen in den Gegenstand; das gilt für Individuen, wie für Völker. Hassenswerth erscheint uns meistens nur Das, was auf der Oberfläche liegt; das Liebenswürdige ruht in der Tiefe, und bietet sich nicht an, sondern will aufgefunden werden. Franzosen und Deutsche haßten sich sonst, und zwar aus Patriotismus, d. h. die Franzosen ließen nur das Französische gelten, und negirten alles Deutsche, und umgekehrt. Dieser falsche Patriotismus ist der der Hunde und Katzen, ein wechselseitiger, instinctartiger Haß

der Gattungen. Seitdem lernten sich jene beiden Nationen durch das Bindungsmittel der Bildung näher kennen, und der Haß hat sich in Anerkennung und Achtung verwandelt; die eine Nation schätzt die Eigenschaften, die Bestrebungen, die Hervorbringungen, das an sich Werthvolle, wenn auch genetisch Verschiedene der andern. Sollten sie in Zukunft durch irgend ein politisches Ereigniß in Conflict gerathen, — auch Freunde können sich entzweien — so wird die gegenseitige Achtung dazu dienen, den offenen Kampf zu verhindern, und die Versöhnung rascher herbeizuführen. Die vollkommenste Bildung strebt übrigens nicht dahin, die Individualität zu vernichten (wie das „Aufklähricht"), sondern sie abzuklären, sie von den Schlacken der Selbstsucht zu reinigen; das sich bildende Individuum hat keinen andern Zweck, als den: sich selbst, seine innerste Natur mit ihren besten Eigenschaften und Kräften, als ein Wahres und Schönes, aber immer als ein Besonderes darzustellen; eben darum läßt es auch alle besonderen Entwicklungen, alle andern Individualitäten gelten. So will auch der wahre Patriotismus keineswegs die Nationalität aufheben; er postulirt im Gegentheile, daß die Nation, bei der vollkommensten Entwicklung ihres Wesens, immer als eine besondere erscheine, und denselben Bildungsproceß, dieselbe Erscheinung auch an fremden Nationalitäten ehre. Die höchste Blüthe der Bildung ist die Anerkennung des Werthvollen an Anderen, an Verschiedenen von uns selbst, ist die Humanität.

Die Humanität hat nicht nur in Europa im Allgemeinen, sondern insbesonders in Deutschland, und nicht

minder in Oesterreich tiefe Wurzel geschlagen. Humanität ist zwar ein Product von Geist und Gemüth, aber der größere Factor ist das Gemüth. Ein geistreicher Mensch, ein geistreiches Volk neigt gewöhnlich zur Einseitigkeit, zur Ueberschätzung seines Selbst, seiner bedeutenden Zwecke, mithin zur Geringschätzung der Zwecke der Andern. Der Gemüthvolle überschätzt weit eher den Andern als sich selbst; der Geist sieht mit scharfem Auge fremde Mängel; das Gemüth weilt liebend auf fremden Vorzügen. Man könnte sagen, im Ganzen sei in Nord-Deutschland der Geist vorherrschend, obwohl er mehr in vielen ausgezeichneten Individualitäten zur Erscheinung kommt, als in der Nation; in Süd-Deutschland prävalirt das Gemüth, welches sich im ganzen Volke ausdrückt. Auch in Oesterreich hat das Gemüth die Oberhand über den Geist, aber die Bewegung der neueren Zeit brachte es dahin, daß sich auch die geistigen Bedürfnisse dieses Volkes von Jahr zu Jahr steigerten. Von meinem Standpunkte und bei dem Zweck meiner Schrift, der sich später klar und deutlich aussprechen soll, fasse ich vor Allem die Literatur in's Auge. Der wiener Bürger vor 20, 30 Jahren ging zu seiner Erholung in's leopoldstädter Theater, und las nichts als etwa die wiener Zeitung und die Eipeldauer Briefe. Der österreichische Adel war dem „Käsperle" nicht minder gewogen als der wiener Mittelstand; im Uebrigen beschränkte sich seine bessere Bildung auf eine dürftige Kenntniß der französischen Literatur. Gedankenlosigkeit war vormals der Ausdruck der niedern Classen der Gesellschaft, Frivolität der der besseren Stände, Gleichgültigkeit für allgemeine Interessen war bei beiden an der Tagesord-

nung: Genuß, in roher sinnlicher Form, erschien als höchster Zweck des Daseins. Es war die Zeit, wo Schiller's Distichon vom Lande der Phäaken noch gelten konnte. Bei solcher Geistes-Dürre ging Alles im hergebrachten Schlendrian; der Adel lebte im streng abgeschlossenen Kreise und verzehrte seine Revenüen; der Bürger arbeitete nicht mehr als nöthig war, um sich jeden Abend einen guten Tag zu machen; Handwerke und Gewerbe wurden in traditioneller, von den Vätern überkommener Weise zunftmäßig schläferig fortbetrieben; der Handel verdiente den Namen nicht, und bestand nur in Krämer-Wesen. Der industrielle Gedanke der neuen Zeit beschämte die alte Indolenz; sein Zauberwort erweckte die schlummernde Thätigkeit. In Oesterreich, dem Lande der Isolirung, bildeten sich Vereine für praktische Zwecke, für Industrie und Landwirthschaft. In diesen Versammlungen vereinigen sich die höchsten und niedrigsten Stände: Erzherzoge, Grafen, Freiherren, Fabrikanten, Oekonomen und Handwerker finden sich zusammen, ein Jeder wird geschätzt nicht nach Dem, was er in der bürgerlichen Gesellschaft vorstellt, sondern nach Dem, was er Wissenswürdiges vorzubringen hat: der verständigen, freilich oft unbehilflichen Rede eines Manufacturisten lauscht hier ein Mann, den man sonst nur in der wiener haute volée zu sehen gewohnt war; und dort hält es ein Erzherzog von Oesterreich nicht unter seiner Würde, den Worten des Mannes aus dem Volke, die Bleifeder in der Hand, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu folgen, und sich das Wichtigste zu notiren. Indem der Gewerb-Verein einerseits das zu producirende Object bespricht, Verbesserungen vorschlägt, allge-

meine Regeln aufstellt, Belohnungen decretirt, und auf der andern Seite die Persönlichkeiten einander näher bringt, verspricht er zugleich eines der wirksamsten Vehikel zur Volks-Bildung zu werden. Er befördert in seiner praktischen Richtung den materiellen Wohlstand, die Grundlage jedes geistigen Fortschritts; in seiner Form der Geselligkeit wirkt er zugleich humanisirend. Einen noch umfassenderen Einfluß darf man seiner Zeit von der „Landwirthschafts-Gesellschaft" erwarten, auch in der Provinz, die sich aus ihrem Central-Punkt, der Hauptstadt, in Sectionen und Delegationen über das ganze Land verbreitet. Nirgends war es vielleicht nothwendiger und wohlthätiger, normirend und generalisirend einzugreifen, als bei dem rein empirischen Verfahren des österreichischen Landmanns, der noch hartnäckiger am hergebrachten Alten hing, als der Bürger und Gewerbsmann. Wenn dieser im Zunftwesen, mithin noch immer in einer Art von Ideellem, Allgemeinem wurzelte, so hatte der Bauer nichts vor sich, als das Beispiel seines Vaters, der weder geeignet, noch stets bei Laune war, seinem Erben das Wichtigste und Allgemeinste seiner Erfahrungen mitzutheilen, sondern sich begnügte, ihn gelegentlich und im Einzelnen anzuleiten. Jeder Haus- und Grund-Erbe fing daher gewissermaßen wieder von vorn an, und nur gewisse Ur-Vorurtheile pflanzten sich durch Jahrhunderte fort. Die Landwirthschafts-Gesellschaft ist ein Verein von praktischen Oekonomen, adeligen und bürgerlichen Gutsbesitzern, von Gelehrten und Technikern, von landwirthschaftlichen Beamten und Bauern, und strebt für's Erste vorzugsweise dahin, die Letzteren der gebildeten Classe ihrer Berufsge-

nossen näher zu bringen, sie in Masse über ihre wahren Vortheile aufzuklären, und mit Wort und That zu einer höheren Cultur aufzumuntern, während die Gesellschaft selbst im Mittelpunkte ihres Vereins die neue wissenschaftliche Richtung ihres Faches ins Auge faßt. Auch bei diesem Verein hat es sich gezeigt, daß der österreichische Landmann lange nicht so hartnäckig ist, als er gewöhnlich verschrieen wird, und daß er das Neue und Bessere aufzunehmen bereit ist, besonders wenn ihm das besser bebaute Feld des Nachbars oder Gutsherrn als Beispiel der Nachahmung vor Augen gestellt wird. Eine bedeutende Persönlichkeit, das lebendige Wort wirkt überdies hier mehr als Regierungs-Verordnungen und Decrete, welche der Bauer nie ohne einiges Mißtrauen empfängt. Die österreichische Regierung hat sehr wohl gethan, in letzter Zeit weder in das Manufactur-Wesen, noch in die Agricultur besonders einzugreifen, sondern die Verbesserung dieser wichtigsten Zweige des Nationalwohlstandes den lebendigen Vereinen von sachkundigen und wohlwollenden Männern zu überlassen.

Aber ich wollte ja weder von Industrie, noch Ackerbau, sondern von Literatur sprechen. Der Uebergang bildet sich von selbst. Ein Land, das sich practisch rührt, trägt den theoretischen Keim, wenn auch anfangs unbewußt, in sich. Es ist unmöglich, irgend ein Empirisches mit Ernst und Liebe zu treiben, ohne nach und nach zu den allgemeinen Regeln, nach denen es zu behandeln ist, somit zu dem Wesen der Sache selbst zu gelangen. Wer über einen Gegenstand spricht, sich Andern mittheilt, will auch wissen, wie andere Sachkundige darüber denken: er liest ihre Schriften, er kritisirt das Gelesene, er schreibt

zuletzt selbst. Ganz Deutschland, und auch Oesterreich, ist mit technischen Schriften, mit Schriften über Eisenbahnen u. dergl. völlig überschwemmt. Eine sehr prosaische Literatur! Mag sein. Zuletzt ist nichts prosaisch, was einer Idee dient. Die technischen Schriften seien uns willkommen, denn sie fördern die Deutschland bewegende Idee des Fortschritts, der Reform. Es ist unmöglich, Andere durch längere Zeit thätig zu sehen, und selbst unthätig zu bleiben. Selbst diejenigen Stände, welche an den Bestrebungen des Mittelstandes, seine materielle Existenz zu verbessern, keinen positiven Antheil nehmen, wie der Adel als solcher, oder das Militär im Frieden, können der allgemeinen Bewegung nicht in völliger Ruhe und Abgeschiedenheit zusehen; sie werden in den lebendigen Strom mit hineingezogen und nehmen mindestens einen theoretischen Antheil. Man lobt die Tüchtigkeit, die Thätigkeit des Volks: sie selbst, die privilegirten Stände, die ja doch auch zum Ganzen gehören, wollen von diesem Lobe nicht ausgeschlossen werden. An den praktischen Zwecken der Industrie Theil zu nehmen, hindert sie ihre Stellung, ihr Geschmack; übrigens — den Obliegenheiten eines Kammerjunkers, eines Fähnrichs ist bald genug gethan; der Tag, das Jahr ist lang, und es bleibt eine Masse Zeit übrig, die sich mit geselligen Vergnügungen um so weniger ausfüllen läßt, als die Gesellschaft selbst ernsthafter wurde, und die Conversation, deren Lieblingsthema bisher das Theater war, durch das neue politische und industrielle Element längst eine andere Färbung erhielt. Wer in dieser Zeit keine ausreichende Beschäftigung hat, wird mit Gewalt zur Literatur geführt; sie allein füllt die Leere des Busens

aus, sie macht dem Geschäftslosen den Drang und Trieb begreiflich, womit sich das Volk von Morgen bis Abend zu anscheinend geringfügigen Zwecken abmüht; die Beschäftigung mit der Literatur allein verleiht endlich dem Müßigen das Recht, der allgemeinen Thätigkeit zuzusehen, indem er sie von einem höheren Standpunct betrachten lernt. In Wien ist in den letzten zehn Jahren mehr gelesen worden, als früher in einem Jahrhundert. Die Masse der Bücher und Schriften, besonders in politischer Literatur und Belletristik, welche die Residenz consumirt, ist ungeheuer. Mancher deutsche Buchhändler berechnet seine Artikel in Quantität und Qualität hauptsächlich nach dem wiener Platz. Man wirft der österreichischen Censur vor, daß sie die Ausbreitung der Idee hindere; das gilt nur, in so ferne der Gedanke in den Werken inländischer Autoren erscheinen will; die ausländischen Schriftsteller (wozu man auch die deutschen rechnet) finden beinahe hier ungestört Eingang, und der Inländer, der etwas mitzutheilen hat, ist längst gewohnt, sich einer ausländischen Firma zu bedienen, wie A. Grün und Lenau. Auch dieser Uebelstand, welcher insbesonders dem inländischen Verleger drückend fällt, soll weiter unten besprochen werden. Factisch ist es, daß es in Wien nicht an Gelegenheit fehlt, sich jede interessante literarische Erscheinung der Gegenwart zu verschaffen, und daß man sich dieser Gelegenheit mit Eifer bedient. Ein unlängst, mit Bewilligung der Regierung, hier gegründeter Lese-Verein hält unter seinen Journalen sogar die hie und da verrufenen „deutschen Jahrbücher“; andere deutsche, englische und französische Blätter verschiedener politischen Farben liegen in allen Gast- und Kaffeehäu-

fern. So kommt es denn auch, daß keine neue Idee in Wien unbekannt oder in den gebildeten Classen der Gesellschaft unbesprochen bliebe; nur die einheimische Literatur, und insbesonders Journalstik, die in ihrer gänzlichen Farblosigkeit einer völlig untergegangenen Zeit anzugehören scheint, spiegelt von dieser geistigen Bewegung nicht das Geringste zurück. Man wäre unbillig, wollte man diese literarische Versumpfung dem Mangel an Talenten zuschreiben; aber auch die Schriftsteller hängen an Schlendrian und Zunftwesen, auch ihnen, wie den Gewerbsleuten, wäre ein Verein nothwendig; vor Allem aber wäre zu wünschen, daß die Censur, welche sich gegen das ausländische Talent so liberal erweißt, dem inländischen wenigstens nicht hemmend entgegenträte.

5.

Censur.

Die österreichischen Censur-Verordnungen, wie die anderer Länder, wurden nach und nach durch zeitweilige Bedürfnisse hervorgerufen. Vor der Reformation waren es nur einzelne Personen oder Schriften, deren Wirksamkeit die Regierungen zu hemmen suchten; erst mit jener gewaltsamen geistigen Bewegung, aus welcher sich zugleich eine schrankenlose kirchliche und politische Polemik entwickelte, vermehrten sich auch zugleich die hemmenden Gesetze und verdichteten sich nach und nach zu Systemen. Die Censur, wenn nicht dem Namen, doch der Sache nach, war schon den Alten bekannt. Die Censur reichte einem Sokrates den Giftbecher, und zwang einen Anaxagoras zur Verbannung. Eben so hielt die Censur den Vorgänger des Leibnitz, Campanella, 27 Jahre in Neapel gefangen, verfolgte Descartes und Spinoza, und verbrannte den Pantheisten Jordanus Bruno, und den Atheisten Vanini. Zur Zeit der Reformation war die Idee noch frisch und lebendig in den Herzen der Menschen, Niemand zögerte, für Das, was er seinen Glauben nannte, Leib und Le-

ben, Gut und Blut zu opfern, und wenn die Männer der Bewegung ohne Zagen den Scheiterhaufen bestiegen, so hatte die Partei der Regression noch Mark genug in den Gliedern, ihn kaltblütig anzuzünden. Die Censur-Verordnungen der meisten europäischen Staaten hatten damals hauptsächlich zum Zweck, die bestehende Kirche zu schirmen und das Eindringen der neuen Lehre zu hindern. So auch in Oesterreich. Dieser Sinn spricht sich aus in der nachfolgenden Verordnung Ferdinand I., vom 25. Juli 1528, welche lautet:

„Buchdrucker und Buchführer der Secktischen verbottenen Büchern, welche in Oesterreichischen Ländern betretten werden, sollen als Haubt-Verführer und Vergiffter aller Länder ohne alle Gnad straks am Leben mit dem Wasser gestraft, ihre verbottene Waaren aber verbrennt werden."

Das strenge lautende Gesetz war gegeben, wir vernehmen nicht, daß es jemals zur Ausführung gekommen wäre.

Eine andere Verordnung vom selben Datum sagt:

„Buchdruckereien sollen in österreichischen Landen wegen der verbottenen Secktischen Bücher nirgend, und gantz an keinem Orth, denn allein in jedes Landes Haubt-Stadt auffgerichtet, auch weder Geistliche noch Weltliche Sachen auff jemand, wer es auch seye, begehren drucken; es haben es denn der N. O. Landen Stadthalter, und Regenten, oder deß Landes Haubtmann, worinnen der Buchdrucker wohnet, angezeigt, und darüber Verwilligung erlangt, alles bei Vermeidung schwärer Ungnad und Straff."

Nach dieser Verordnung hatte sich damals der Hof selbst vorbehalten, über die Druckzulässigkeit einer Schrift zu entscheiden. Aehnliche Gesetze, gegen das Umsichgreifen der lutherischen Lehre gerichtet, folgten sich. So war es noch im Jahre 1688 nicht Allen gestattet, lutherische Predigten zu Wien „zu frequentiren"; die Uebertreter sind zur Bestrafung anzuzeigen u. s. w. Das Censur-Amt wurde später der wiener Universität übergeben. Eine Verordnung Carls VI. vom 18. Juli 1715 gebietet, die Winkel-Buchdruckereien abzustellen, nur angesessene, redliche und ehrbare Leute als Buchdrucker zuzulassen, „verständige und gelehrte Censores" anzustellen. — Verständige und gelehrte Censores! Fügen wir hinzu: und redliche, wohlwollende, humane. Das Institut der Censur theilt, der Idee nach, mit andern scharfsinnigen Erfindungen der Willkür die gemeinschaftliche Quelle, allein es unterscheidet sich dennoch wesentlich und zu seinem Vortheil. Seine Gedanken zu äußern ist ohne Zweifel ein Ur-Recht des Menschen, der Menschheit, dessen sie sich im Staat nicht begeben wollte, nicht begeben konnte. Der einzelne Mensch mag klug oder albern, gut oder schlecht, schön oder unschön handeln und eben so denken, sprechen und schreiben; der Staat läßt ihm in gleichgültigen Dingen gewähren, und straft die Handlung oder das Wort, welche mit dem Staatswohl im Widerspruch sind, nach vorher sanctionirten Gesetzen. Im Allgemeinen läßt sich der Geist nur durch den Geist widerlegen; der sittliche und wohlorganisirte Staat trägt in sich selbst und in den Gesetzen die Garantie gegen alles Unsittliche, am wenigsten kann ein solcher Staat durch die verwerfliche Gesinnung des Einzel-

nen und ihren Ausdruck gefährdet werden. Allein der wirkliche Staat zog es häufig vor, diesen Ausdruck lieber zu verhindern, als ihn zu bestrafen, der wirkliche Staat erfand die Censur. Die Tortur — die Erpressung des Geständnisses, oft von einem Unschuldigen, durch das Vehikel des Schmerzes — ist eine an sich ungerechte Maßregel; sie aufzuheben, ist daher unter allen Zeiten, unter allen Verhältnissen nur billig und recht. Anders verhält es sich mit der Censur. Ihre Einführung — mag sie vernunftgemäß sein oder nicht — bringt gewisse, völlig neue Zustände hervor. Die Bürger des Staates, welche ihre Gedanken nicht mehr sagen, noch die Anderer hören dürfen, sind nicht mehr dieselben Personen, die sie früher waren (ubi sentire, quae velis, et quae sentias dicere licet). Die Bürger dieses neuen Staates — der Polizeistaat, wie man ihn zu nennen pflegt, — sind der Wahrheit nicht mehr gewachsen, wie vorher. Dieser factische, allerdings verschlimmerte Zustand, welchem das Institut der Censur in der Erscheinung entspricht, ist daher zu beachten, und derjenige Gesetzgeber, welcher sein Volk wieder zu heben beabsichtigt, wird das freie Wort nicht mit Einem Schlage in seine ursprünglichen Rechte einsetzen — Männern ist das Schwert nothwendig, Kindern gefährlich — sondern wird sich begnügen, den gewünschten (idealen) Zustand erst durch Verbesserung der Censur-Gesetze allmählig vorzubereiten. Mag übrigens das Institut der Censur unter gewissen Zeit-Verhältnissen nothwendig sein, so bleibt doch die Modalität der Ausführung stets der schwierige Punkt, an welchem das liberalste Gesetz scheitert. Der Gedanke ist äther-artig, ungreif-

bar und alldeutig: wo ist der Götter-gleiche Mann, dem wir es mit Beruhigung überlassen können, einen Gedanken, als geradezu gefährlich und verderblich, aus dem Lebensbuche der Menschheit auszustreichen, als wäre er nie da gewesen? Ist's ein lebendiger Gedanke, so kann er nicht getödtet werden; er kommt wieder, zu einer anderen Zeit, in anderer Gestalt, mit neuen, scharfen, unbesiegbaren Waffen. Verbrennt den Autor und sein Buch: der Gedanke schwingt sich aus der Asche als wiedergeborner Phönix empor. Und wo ist die Grenze Eurer Verbote? Mit welchen Zauberformeln wollt Ihr den lebendig fortzeugenden Geist bannen, daß er nicht im Titanen-Uebermuthe die Welt von einem Ende zum andern mit der, den Göttern geraubten prometheischen Gluth anzünde? „Was wider Staat, ist, Religion und Sitte." Gut. Was wider Staat, Religion und Sitte, ist schlecht, ist verwerflich, ist geistlos, und das Geistlose gräbt sich sein eigenes Grab. Es gab einst eine ganze Literatur sittenloser und lasciver Schriften. Wo ist sie hingekommen? Nur der Literar-Historiker kennt sie; die sittlicher gewordene, humanisirte neue Welt weiß nichts von ihr; seit vielen Jahrzehenten ist in diesem verrufenen Fache kein neues Werk entstanden. War es die Censur, welche mit ihren Bannstrahlen das unsittliche Element verzehrte? Keineswegs! Die Censur benahm sich gegen Schriften dieser Art von jeher äußerst tolerant: das kirchliche und politische Moment in seinem legitimen Ausdruck rein zu bewahren, galt ihr stets für wichtiger, als das Unsittliche und Inhumane mit Feuer-Eifer zu bekämpfen, ja, es hat fast den Anschein, als sei eine gewisse frivole Richtung des socialen Lebens ihren höheren

politischen Zwecken niemals ganz unwillkommen gewesen. Und was war die Folge jenes Hemmens, dieses Förderns, wenigstens Geltenlassens? Die Folge war, daß die Reformation, trotz allen Verordnungen und Scheiterhaufen, das kirchliche Wesen, daß die Revolution und die Reform den politischen Zustand von Grund aus veränderten, und daß die im Stillen gehegte und gepflegte Unsittlichkeit keinen literarischen Ausdruck, weil keinen Anklang im Volksleben, mehr fand. Das **Siècle de Louis XIV.** ist politisch und moralisch todtgeschlagen. — Die Censur betrachtet die Menschen als Kinder — es sei! Aber warum betrachtet sie nicht auch die Kinder als Menschen? Dem erwachsenen, gereiften und gebildeten Mann läßt sich Manches gefahrlos bieten, was dem sich erst entwickelnden Jüngling, dem Mädchen zum Verderben gereichen kann. Wie wollt Ihr nun das gedruckte Wort hindern, in unrechte Hände zu gerathen? Ist die heranwachsende Generation nicht das wichtigste Augenmerk für den Gesetzgeber? Für wen sind Eure Verbote und Gesetze? Wenn die halbe Menschheit alt und reif ist, so ist die andere Hälfte jung und unreif. Wenn Ihr nur verbietet, was gereiften Männern schädlich werden kann, so habt Ihr zugleich erlaubt, was allen Unreifen schädlich werden muß. Aber die Unreifen sind vielleicht die bessere Hälfte der Menschheit, sind die Blüthe der Gegenwart, die Ihr durch Eure Zugeständnisse vergiftet, sind die Hoffnung der Zukunft, um die Ihr uns durch Eure einseitige Censur täuscht. Wenn Eure Censur consequent sein soll, so muß sie strenger sein, muß eisern strenge nur Dasjenige zum Druck befördern, was die junge Menschheit (die bessere Hälfte)

gefahrlos lesen darf. Ihr müßt die Bibel und die Geschichte verbieten und nur Elementar-Bücher erlauben. Ihr lächelt über meine ungereimte Forderung? Sie ist nichts als der Schlußsatz zu Euren Prämissen. Wendet mir nicht ein, die Jugend werde durch das Alter überwacht. Auch das Volk ist jung, auch das Volk wird überwacht; jeder Gebildete überwacht den Ungebildeten, jeder stärkere den schwächeren Geist. Aber das Wort ist ein Pfeil, in die Welt hinaus geschnellt; der Schütze weiß nicht, in welches Herz er trifft. Und braucht's denn erst der Worte? Beispiele sind vorhanden, stärker als alle Worte. Die Geschichte ist da, die Reformation, die sich nicht wegdisputiren lassen; der Gedanke der französischen Revolution schreitet wie ein finsterer Dämon durch Europa. Wie wollt Ihr verhindern, daß dieser Gedanke von dem Unverstand, von der Schlechtigkeit mißbraucht werde? Durch Verbote? Keineswegs! Durch Reformen, durch Eure eigene humane Gesinnung, durch Beförderung einer edlen Bildung an Andern, durch Handeln und Bejahen, nicht durch die Censur, das reine Negiren. Die freie Presse hat noch niemals eine Revolution herbeigeführt, sie war immer nur der Ausdruck des schon gebornen revolutionären Gedankens. Denkt an die Niederlande unter Philipp, an England unter Jacob I., an das England vom Jahre 1688, denkt an die zwei französischen Revolutionen. Die gebildete freie Presse regulirt den wilden Strom der Revolution und lenkt ihn in das ruhigere Bett der Reform. Wollt Ihr Beispiele? Welche sind die kraftvollsten Staaten der neuern Zeit? Nord-Amerika und England. Wo ist die Presse freier und kühner als

in diesen beiden Ländern, und wo wirkt sie mehr Gutes, als eben dort? Es ist tausend Mal gesagt worden und kann nicht oft genug wiederholt werden: die Censur ist kein Heilmittel für die Menschheit, sondern nur ein Palliativ; der Staat ist keine Polizei-Anstalt, kein mechanisches Getriebe, sondern ein lebendiger Organismus, ein Entfalten und Zusammenwirken aller schönen Menschenkräfte, wo Einer für Alle, und Alle für Einen stehen. Der Zweck eines wahrhaft sittlichen Staates ist nicht Hemmung, sondern Förderung, nicht Fesselung des Geistes, sondern seine Befreiung, ist nicht die Censur, sondern die freie Presse. Nennt mich darum keinen Ideologisten! Ich bin keiner. — Ich bin kein Revolutionär, kein Republikaner, kaum ein deutscher Liberaler; ich will nicht die ganze Menschheit über Einen Kamm scheeren. Macht meinetwegen eine Monarchie, ein constitutionelles Königthum oder eine Republik — macht, was Ihr wollt, aber macht vor Allem etwas Vernünftiges, was Wirkliches, praktisch Brauchbares; verbessert für's Erste Euern materiellen Zustand, baut Eisenbahnen und Fabriken, schließt Handels-Verträge, erweitert den Zoll-Verein, regulirt den Münzfuß, verbessert das Post-Wesen, — aber vergeßt nicht, daß diesen äußeren Dingen auch ein geistiges Interesse zu Grunde liegt. Die freie Presse sei in's Himmels Namen vor der Hand ein Ideal; aber eine vernünftige, im Geiste vorschreitende Censur ist ein unabweisliches Bedürfniß da, wo sich eine civilisirte Welt über hundert und tausend Dinge täglich zu erklären und aufzuklären hat. Ich wiederhole, daß die Schranken der Censur zu gewissen Zeiten, unter bestimmten Voraussetzungen nothwendig sein mögen; aber

auch das Zunftwesen war einmal nothwendig; sollen wir es deshalb zurückrufen? Soll der Mann wieder zum Kinde werden? soll und darf ein denkender und wollender Mensch in allem Ernste darauf ausgehen, die Schranken, von denen er sich im Geiste längst befreit hat, in der Wirklichkeit wieder herbeizuführen, ja, wohl gar sie noch mehr zu verengen?

Wenden wir uns nach dieser langen Abschweifung wieder zu der Censur-Verordnung Carl **VI.** vom J. 1715 zurück, in deren Eingang es heißt: daß heimlich Schmähschriften und Gemälde verbreitet worden, gegen Religion, und „des heiligen römischen Reiches Gesetze und Ordnung anzapfende, und verkehrte neuerliche Lehren, Bücher, Theses und Disputationes." — Noch immer die Kirche, die orthodoxe Lehre, die man schützen zu müssen glaubt, und die sich im Grunde nur allein selbst schützen kann durch die innere Wahrheit und den Zusammenhang ihrer Lehre. Ich meines Theils danke für eine Wahrheit, die nur von außen kommt, die den Grund ihrer Geltung, ihrer Tüchtigkeit anderswo hat, als in sich selbst.

Der österreichische Schreibkalender, welcher alljährlich in Krems gedruckt wurde, enthielt im J. 1730 einen etwas wunderlichen Aufsatz über das Verhältniß der ungarischen Stände. Der Aufsatz war zwar nur Nachdruck eines cum privilegio Caesareo gedruckten Buches; demohngeachtet wurde gegen den Verleger mit sonst ungewohnter Strenge verfahren, das Buch durch den Henker in drei Exemplaren zu Wien, Preßburg und Krems verbrannt, die Buchdruckerei cassirt, „zumalen (wie es in der Verordnung vom 11. Januar 1730 heißt) die Land-

druckereien dem Publiko so unnötig als unnützlich seynd." Zugleich wurden auch geschriebene Zeitungen, die sogenannten „Gassen-Blättel", verboten, und der Landesstelle aufgetragen, die Censur einzuführen: die Universität habe nur res mere academicas zu censuriren; über publica besondere Censoren und Revisoren; Bericht nach Hof. Bald darauf kam das Censuramt wieder gänzlich in die Hände der Jesuiten (die es bereits unter Ferdinand II. an sich gezogen hatten), trotz der wiederholten Einsprüche der wiener Universität. —

Mit Verordnung vom 16. October 1733 wurde die Einfuhr unkatholischer Bücher verboten. Die Verbote trafen bisweilen einzelne Schriften; wie z. B. ein in Frankfurt und Leipzig im J. 1742 erschienenes Werk, welches die Biographien Ostermann's, Münnich's und Byron's enthielt, „in Ansehung des russischen Reiches bedenklich, mit ungegründeten Reflexionen." — Rochezange von Isceren historische und geographische Beschreibung von Böhmen ist durch den Scharfrichter zu verbrennen. (Verordnung vom 1. November 1749.) Eben so: „Lettres d'un seigneur Hollandois, à un de ses amis sur les droits, les intérêts etc. des puissances belligérantes." (Verordn. vom 20. Juni 1750.)

Durch eine Verordnung zur „Religionsaufrechthaltung und Ausrottung der Irrlehren ob der Ens (dato Linz, 12. Juni 1752) werden Missionare in jedem Viertel eingeführt; die Unterthanen sollen binnen vier Wochen alle geistlichen Bücher zum Pfarrer tragen, der Pfarrer soll die verdächtigen Schriften wegnehmen, die unschädlichen mit Handschrift und Petschaft zeichnen. Jeder, bei dem sich ein unbezeichnetes Buch findet, zahlt 3 Fl.,

wovon 1 Fl. dem Denuntianten, 1 Fl. dem Amtmann und 1 Fl. dem Pfleger zufällt. — Welch ein Unterschied zwischen 1528 und 1752! Die Todesstrafe hat sich in eine Geldbuße von 3 Fl. herab geschwächt. — Bei Schätzungen und Inventirungen ist nach lutherischen Büchern zu suchen. (Verordn. vom 17. Aug. 1761.) — Die Bücher des 3ten Ordens des heil. Franziscus (Tertial-Bücher) sind verboten. (Verordn. v. 21. Mai 1763.) Die Soldaten-Bagage ist bei den Zoll- und Mauthämtern auch wegen ketzerischer Bücher zu visitiren. (Verordn. v. 16. Juli 1763.)

Wie sich durch Kaiser Joseph's Reformen diese Censur-Gesetze von selbst aufhoben, und wie durch ihn fast völlige Preßfreiheit herbeigeführt wurde, ist zur Genüge bekannt. Die nachfolgenden österreichischen Regenten fanden es für nothwendig, den Federn für Toleranz und Aufklärung wieder Einhalt zu thun; die Gräuel, welche die französische Revolution begleiteten, schienen die strengeren Maßregeln der wiener Censur zu rechtfertigen.

Bei dem Zustande der Gesellschaft, welche durchweg von der Convenienz regiert, ja tyrannisirt wird, fürchtet sich im Grunde Jedermann vor dem offenen und freien Wort, gesprochenen wie gedruckten. Man ist gewisser Maßen im Stillen übereingekommen, gewisse Punkte in guter Gesellschaft gar nicht zu berühren. Wenn diese gewissen Punkte nur nicht eben die interessantesten Punkte wären! Und wenn man an einer Gesellschaft nur irgend Interesse nehmen könnte, welche sich versagt, die interessanten Punkte zu besprechen! Es ist wahr, dieser socialen Enthaltsamkeit liegt die Idee der Humanität, der Toleranz zu Grunde: man will Jedermann schonen, Nieman-

den beleidigen; in der Gesellschaft giebt es Katholiken und Protestanten, Juden und Muhamedaner — Gespräche über Religion werden daher, bei dem verschiedenen Glauben der Individuen, am besten vermieden; es giebt Legitimisten, Constitutionalisten und Republikaner, servil und liberal Gesinnte — politische Discussionen sind mithin ausgeschlossen; es giebt ferner altgläubige Kantianer, Natur-Philosophen und Hegelisten — man hütet sich sorgfältig, ein philosophisches Thema in Anregung zu bringen; es giebt lebendige junge Männer und hübsche feurige Frauen und Mädchen — sie stehen sich kalt gegenüber und behandeln sich vor den Augen der Welt, nach Fr. Schlegels Ausdruck, wie geschlechtslose Amphibien, während sie vielleicht insgeheim ein tetê-à-tête erwarten. Die Leute kommen zusammen, ohne von den Gedanken ihrer Seele, von den Wünschen ihres Herzens das Geringste zu verrathen; sie trinken Thee, conversiren über Theater, Tagesbegebenheiten, Eisenbahnen — damit ist's alle. Hier bewährt sich das Wort: daß die Menschen sich der Sprache nur bedienen, um ihre Gedanken zu verbergen. Diese Scheu, diese Zurückhaltung, die Einer dem Andern schuldig zu sein glaubt, dieses negative Wesen verleiht der Gesellschaft eine unerträgliche Farblosigkeit und Monotonie. Wozu komme ich mit Menschen zusammen, wenn ich Dasjenige, was mich lebendig und innerlichst beschäftigt, niemals an Mann bringen kann, oder wenn mir der Andere für mein Wesen, das ich ihm im Gespräch anbiete, kalt versagend nichts von den seinigen zurückgiebt? Da lob' ich mir die Zechgelage der alten Ritter, die lustigen Gespräche aus der Zeit der Elisabeth, ja die Frivolitäten des Hofes von Louis **XIV.**,

der platonischen und sokratischen Symposien gar nicht zu gedenken. Eine naive Zeit spricht ihr Wesen, ihr Sinnen und Trachten auch im geselligen Gespräch rückhaltlos aus; unsere blasirten Tage verbergen ihre Gedanken. Begreiflich ist's, daß dieses kalte, negative Formen-Wesen, diese Geheimthuerei aus der Gesellschaft auch in die Literatur überging. Man kann insbesonders den deutschen Schriftstellern vorwerfen, daß sie sich stets selbst überwachen, mehr verschweigen als aussprechen, daß sie das Kind niemals beim Namen nennen. Dieser literarischen Pruderie wurde in neuerer Zeit durch Heine und Börne glücklich und praktisch entgegengewirkt; diese beiden Schriftsteller verdanken ihre Erfolge größtentheils dem Umstande, daß sie, um mich eines trivialen Ausdruckes zu bedienen, schrieben wie ihnen der Schnabel gewachsen war. So schrieben auch Luther und Hanns Sachs, und Göthe in seiner Jugend; erst im späteren Alter brachte dieser den literarischen Kanzleistyl auf, dessen sich berühmte neuere Prosaiker noch immer bis zum Ekel ihrer Leser bedienen. — Die österreichische Gesellschaft und Literatur hatte durch Joseph's rasch durchgeführte und gewaltsame Reformen einen freieren Aufschwung erhalten; aber es läßt sich nicht läugnen, daß die damalige Bildung einer lebendigen Vorarbeitung der neuen Elemente nicht gewachsen war. Es giebt wohlwollende Männer, welche einer freieren, geistigen Entwicklung, somit auch einer liberaleren Censur, ja selbst der Idee der freien Presse nicht geradezu entgegen sind: nur behaupten sie immer, ein Volk müsse für diese wohlthätige, aber unter gewissen Verhältnissen gefährliche Gabe erst *reif werden*; dabei vergessen sie, uns zu sagen, *wann* denn die Zeit dieser Pubertät, ihrer

Meinung nach, etwa eintreffen dürfte. Das Geheimniß der Erziehung, bei Völkern wie bei Individuen, besteht darin, dem frischen jungen Sinn etwas zuzutrauen, das Kind als werdenden Knaben, den Knaben als angehenden Jüngling zu behandeln, die nächste Entwicklungsstufe mit weiser Mäßigung vorbereitend. Wer den Jüngling als Kind betrachtet, erzieht ihn schwerlich jemals zum Mann, obwohl auch Derjenige eine geringe Einsicht in den Gang der menschlichen Natur verräth, welcher dem Knaben irgend eine Kraftäußerung des Mannes zumuthen will. In diesem Sinne kann man die Josephinischen Maßregeln von einiger Ueberstürzung nicht freisprechen. Es darf aber auch nicht übersehen werden, daß der geistreiche Mann die Reform der Presse nicht einseitig in's Leben rief: wer den Ackerbau und die Manufactur verbessert, der handelt nur consequent, wenn er auch dem Gedanken, dem freien Wort sein Recht widerfahren läßt. Begreiflich ist es, daß der Gedanke, gleich nach seiner Emancipation, etwas ungelenk auftritt (wie heut zu Tage im neuen Preußen); der rohen und rücksichtslosen Aeußerung der Presse wurde aber schon durch das Gesetz selbst vorgesehen. So schreibt das Gesetz über das Censur- und Drucker-Fach vom elften Juni 1781 gleich im Eingange Strenge vor „gegen Alles, was unsittliche Auftritte und ungereimte Zoten enthält, aus welchen keine Gelehrsamkeit, keine Aufklärung jemals entstehen kann"; Nachsicht aber gegen alle Werke, „wo Gelehrsamkeit, Kenntnisse und ordentliche Sätze sich vorfinden".

Der dritte Abschnitt des Gesetzes lautet:

„Kritiken, wenn es nur keine Schmähschriften sind, sie mögen nun treffen, wen sie wollen,

vom Landesfürsten an bis zum Untersten, sollen, besonders wenn der Verfasser seinen Namen dazu drucken läßt, und sich also für die Wahrheit der Sache dadurch als Bürge darstellt, nicht verboten werden, da es jedem Wahrheitliebenden eine Freude sein muß, wenn ihm selbe auch in diesem Wege zukommt."

Diese schmucklosen Worte legen ein eben so schönes Zeugniß ab von dem humanen Sinn des Gesetzgebers, als ein trauriges von dem Zustande der Gesellschaft. Die Wahrheit zu sagen ist erlaubt: dazu mußte eigens ein Gesetz gegeben werden. Welche Satyre auf das Menschengeschlecht! Aber es ist leider die bitterste Wahrheit, daß die conventionelle Lüge in Wort und Schrift die Spitze, wie den Boden der Gesellschaft beherrscht. Schon den Knaben in Elementar-Schulen und Gymnasien wird diese Lüge eingeimpft, indem man ihnen etwa die Geschichte ihres Vaterlandes in allgemeinen Umrissen mittheilt, aber diese magere Skizze mit einem falschen, patriotisch sein sollenden Raisonnement begleitet, an das weder Lehrer noch Schüler glauben, und welches, in seinem schillernden und unlebendigen Ausdruck, zugleich den Grundton anstimmt, den der künftige Staatsbürger im Leben durchzuführen hat. Nicht anders verhält es sich mit dem sogenannten Religions-Unterricht, der, gleichfalls von Ungläubigen ertheilt, geradezu geeignet ist, den Samen der Heuchelei, der Falschheit in die jugendlichen Seelen zu streuen. Niemand lernt leichter sich verstellen, als ein Kind, ein Knabe; später hat es der reifende Jüngling bald weg, daß es sich im Staatsleben überhaupt nur darum han-

delt, den Schein zu wahren, eine gewisse äußerliche Legalität zu beachten, und sich um das eigentliche Wesen einer Sache nicht im Geringsten zu bekümmern. Alltägliche, flache Köpfe, denen meistens auch kein Herz inne wohnt, fahren nun freilich bei solchen geringen Lebensforderungen am besten, und gelangen zu Macht und Ehre; aber auch die Geistreichen, Guten und Wohlgesinnten müssen sich den allgemeinen Forderungen wenigstens anzubequemen *scheinen*, wenn sie sich ihren Wirkungskreis nicht völlig verschließen wollen. So kommt es, daß selbst der höhere Beamte am Rathstische seine gute und tüchtige Gesinnung verbergen muß, das Bessere nur verstohlen und durch Kunstgriffe begünstigen kann, ja, häufig, wenn seine Energie durch Alltags-Quängeleien mürbe und gebrochen ist, gegen seine eigene Ueberzeugung zu stimmen verleitet wird. —

Das Censur-Gesetz K. Joseph's war für die Bedürfnisse des Augenblicks entworfen; es fehlte ihm in vielen Punkten an philosophischer und moralischer Begründung. So wird z. B. im 8. Abschnitt der *Nachdruck* ausländischer Werke als ein bloßer Handelszweig angesehen, und unbedingt zugestanden. Eine spätere Revision des Gesetzes hätte es gewiß in vollkommenerer Gestalt erscheinen lassen; allein Joseph **II.**, wie Maximilian **II.**, regierten zu kurz, als daß sie im Stande waren, das Neue ihrer Regierungs-Maßregeln, worin sie von ihren Vätern abwichen, dadurch vor der Welt zu rechtfertigen, daß die geistreiche, aber vergängliche Schöpfung des Einzelnen Zeit und Muße gewann, in das Volks-Bewußtsein überzugehen, und sich zur politischen Nothwendigkeit zu verdichten.

Es ist bekannt, welche Ereignisse den unglücklichen K. Joseph veranlaßten, die mühvoll aufgeführten Werke äußerer und innerer Politik in seinem Todesjahr zum Theil selbst wieder niederzureißen; auch seinen Nachfolgern blieb, unter noch stürmischeren Zeitverhältnissen, nichts übrig, als einigen Schutt aufzuräumen, um die etwa darunter glimmende Asche nicht zu neuem Ausbruch zu fördern. Ein fremder Eroberer war in unser Land eingedrungen; die holden Träume von Humanität, Bildung, Literatur zerflatterten vor dem Geräusch der Waffen. Aber diese entsetzenvolle Zeit liegt bereits weit hinter uns; beinahe 30 Friedensjahre erlaubten uns, unsere Kräfte zu sammeln, sie zur Erhöhung unseres materiellen und geistigen Wohlstandes anzuwenden. Deutschland hat diese Zeit bestens zu benützen gewußt, wie zu Eingang dieser Schrift erwähnt wurde; die Verbesserungen seiner Manufacturen, seines Handels halten gleichen Schritt mit seinem nationalen und geistigen Aufschwung. Wenn die neue Literatur dieses Landes (ich meine hier insbesonders die Poesie) nichts bringt, was an die letzte glänzende Vergangenheit hinreicht, so wird dieser Mangel daraus begreiflich, daß die neuen Lebens-Elemente noch flüssig und im Gähren begriffen sind, mithin kein festes Material zu einer tüchtigen Gestaltung darbieten. Vorläufig ist es die Kritik, die dort am kühnsten und entschiedensten auftritt, und welche der keimenden neuen Kunst und Poesie ein bisher unbebautes Feld erobern will, indem sie an den Dichter die Forderung stellt, die Freuden und Leiden seines Helden, des Einzelnen, auch im Zusammenhange mit dem Ganzen, mit dem Staat, mit der Nation in's Auge zu fassen.

Aber Oesterreich! Das arme, isolirte, verachtete Oesterreich! Das Land der Phäaken, der Straußischen Walzer, der Backhühner und des Käsperle! Nun denn: der harmlose Käsperle ist längst nicht mehr, und hat einer keckern, fast ruchlosen Volksposse weichen müssen, die mit grotesken Strichen die tiefen, aber verborgenen Zerwürfnisse des socialen Lebens schildert, und der es nicht an Talent, nur an Gelegenheit fehlt, auch die faulen politischen Zustände ihrer Breterbuden-Welt zu vindiciren. Auch unser Pathos ist mit Grillparzer nicht abgestorben, und hat erst in letzter Zeit in der „Griseldis" die Runde durch ganz Deutschland gemacht, die Palme der neuen Lyrik ward einstimmig dem Verfasser des „Schutt" zuerkannt; und selbst England und das ernste Quarterly review haben den Werth des tiefsinnigen Nikolaus Lenau zu würdigen gewußt. Kurz, der Anfang zu einer Literatur in Oesterreich ist gemacht, deren Gedanke vorläufig in einzelnen Dichtern erschien, ohne sich noch zur Wissenschaft zu verdichten: der Anfang einer Literatur, die leider schüchtern und verstohlen auftreten, und ihr eigenes Vaterland verläugnen mußte.

Der wichtigste Punkt in dem neuen preußischen Censur-Gesetz ist die Erlaubniß, auch über öffentliche Interessen schreiben, ja, selbst Mißgriffe in der Staatsverwaltung aufdecken zu dürfen, wenn dies in einem anständigen Tone geschieht. Das österreichische Patent für die Leitung des Censur-Wesens vom 14. September 1810, welches gesetzlich annoch gültig ist, enthält im §. 8. wörtlich dieselbe Concession wie das preußische Gesetz. Das österreichische Patent, wel-

ches im liberalsten Sinne abgefaßt ist, enthält in der Einleitung die Worte: „Kein Lichtstrahl, er komme, woher er wolle, soll in Zukunft unbeachtet und unerkannt in der Monarchie bleiben.“ Nur Unsittlichem und durchweg Staatsgefährlichem ist der Druck zu versagen; dagegen sollen bedeutende gelehrte Werke, ohne äußerst wichtige Gründe nicht verboten werden. Die einzige Beschränkung, welche für bedenklichere Werke dieser Gattung, die ohnehin nicht für das große Publicum bestimmt sind, einzutreten hat, besteht darin, daß sie nicht öffentlich (in den inländischen Zeitungen) angekündigt werden dürfen. Größere Strenge ist auf Broschüren, Jugend- und Volksschriften, Unterhaltungsbücher anzuwenden, die weder auf „Verstand noch Herz“ wirken, sondern nur auf die „Sinnlichkeit“. Darunter gehören insbesonders die Romane, die „wenigen guten“ ausgenommen, wie sich der Gesetzgeber ausdrückt. — Im Ganzen soll kein tüchtiges und geistreiches Werk verboten werden, wenn auch die Grundsätze und Ansichten des Autors von jenen der Staatsverwaltung verschieden sind. — Fühlt sich der Schriftsteller durch die Entscheidung der Censurbehörde gekränkt, so steht ihm der Recurs an die politische Hofstelle des Landes (die k. k. vereinte Hofkanzlei) offen, welche darüber an Se. Majestät zu berichten hat. — Dem Bücher-Revisions-Amt, so wie den Censoren wird Schnelligkeit bei ihrer Amtshandlung zur Pflicht gemacht. — Gedruckte Bücher (ausländische) werden bezeichnet mit: admittitur — transeat — erga schedam concedatur — damnatur. Bücher, welche sich des „admittitur“ des Censors erfreuen, dürfen ungehindert öffentlich an-

gekündigt und verkauft werden. Bei Büchern mit dem „transeat“ fällt die öffentliche Ankündigung weg; Werke „erga schedam“ sollen nur Geschäftsmännern und Gelehrten verabfolgt werden; Bücher zu lesen, über welche das Todes-Urtheil „damnatur“ ausgesprochen ist, erlaubt in einzelnen Fällen die Policei-Hofstelle; Professoren und eigentlichen Gelehrten soll diese Erlaubniß niemals versagt werden. — Für Handschriften inländischer Autoren gibt es außer dem „admittitur“ und „damnatur“ noch ein „toleratur“. Die letztere Bezeichnung sollen Manuscripte erhalten, welche bei der Gediegenheit ihres Inhalts, zwar im Inlande gedruckt werden dürfen, die aber, wegen anderer Bedenken (besonders politische Schriften) nur für das gebildete Publicum bestimmt, und daher nicht öffentlich anzukündigen sind. — Auch mit diesem Gesetze, wie mit dem Josephinischen, wurde der Nachdruck ausländischer Werke im Ganzen nicht aufgehoben.

Dies sind beiläufig die Grundzüge des öster. Censur-Patents vom Jahre 1810, welches, wie gesagt, gesetzlich annoch gültig ist. Im Publicum ging, etwa vor einem Jahre, die Sage, daß eine Wieder-Promulgirung dieses halb vergessenen Gesetzes a. h. Orts anbefohlen worden sei, ohne daß seitdem etwas Weiteres hierüber verlautet wäre. Sollte das Gesetz neuerdings die Sanction erhalten, so wäre eine vorläufige Revision desselben, mit Rücksicht auf die Bedürfnisse einer gebildeten Gegenwart, höchst wünschenswerth. — Wenn sich das öster. Censur-Gesetz von dem neuen preußischen nur wenig unterscheidet, wie kommt es, daß sich der österreichische Schriftsteller der ihm gesetzlich eingeräum-

ten Rechte seit Jahren nicht bedient, während man den preußischen Autor die ihm kürzlich zugestandene Concession mit Begierde benutzen sieht? Schämen wir uns nicht, es einzugestehen, der Fehler liegt zum Theil auf der Seite der österreichischen Literatoren selbst, welche in einer Reihe von Jahren Dasjenige, was sich im deutschen Leben, in deutscher Kunst und Wissenschaft zu regen beginnt, im Stillen aufzunehmen sich begnügten, ohne die Energie und den Muth zu besitzen, die gewonnene Idee in eigenen Werken abzuspiegeln. Ein liberales Gesetz ist vorhanden, aber Niemand will sich dessen bedienen; ich habe nicht vernommen, daß in den letzten dreißig Jahren ein Fall soll vorgekommen sein, daß ein einziger österreichischer Schriftsteller sich seines Rechtes: des Recurses an die vereinte Hofkanzlei, bedient hätte. Bei dieser Indolenz der Schriftsteller erhoben die Censoren ihr Haupt immer höher, deren Amt einer großen Verantwortlichkeit unterliegt, und die daher ohnehin gewohnt sind, sich mehr an die Tradition des Schlendrians, als an das Gesetz zu halten; Bequemlichkeit auf der einen, Aengstlichkeit auf der andern Seite führten von Jahr zu Jahr größere Restrictionen herbei. Es ist kein Zweifel, daß denselben Büchern, welche vormals mit Bewilligung der österreichischen Censur gedruckt wurden, gegenwärtig, bei den nämlichen Gesetzen, die Druckbewilligung versagt werden würde. So liegen z. B. Meißner's Schriften vor mir (Wien, 1814, in Commission bei Anton Doll). Der erste Theil der kleinen historischen Schriften enthält unter andern Aufsätzen seinen Spartacus, mit dem Motto:

„Nicht Erbrecht, nicht Geburt, der Geist macht groß und klein;
Ein König könnte Sclav', ein Sclave König sein."

Unter den übrigen Skizzen ist auch Masaniello begriffen. Weder diese Stoffe, noch die Art ihrer Ausführung würden heut' zu Tage gutgeheißen, und doch ist das Jahr 1842 über die Gedanken des Jahres 1814 an Gehalt und Form längst hinausgeschritten! Es liegt also offen, daß nur der Schlendrian und die Gedankenlosigkeit derlei unschädliche Sächelchen verbieten kann, und daß — Gesetze und ihre Ausführung verschiedene Dinge sind. Allerdings verhält es sich so. Nirgends sind die Gesetze illusorischer als in Censur-Angelegenheiten; die Humanität, der gute Sinn einer Regierung (oft nur der untergeordneten Beamten) gibt dem Gesetze einzig und allein seine Geltung. Wollte der König von Preußen sein liberales Censur-Gesetz anders ausgelegt haben, als es gemeint ist, so stünde es bei ihm; wie er denn auch in einzelnen Fällen Ausnahme statuirte, indem er z. B. Campe's Verlag und das Werk eines (katholischen) Franzosen über Preußen verbot, eine Maßregel, die weder in den Worten, noch in dem Sinn des preußischen Gesetzes lag. Das gebildete Preußen, welches längst reif genug ist, sich über seine vaterländischen Zustände auch aus den Schriften seiner Gegner aufzuklären, wird für die oben angeführten Verbote keineswegs durch die Lectüre des Constitutionsverächters und neuesten Franzosenhassers Bülow-Cummerow entschädigt. Oder was half es ferner Preußen, daß die „Halle'schen Jahrbücher" in „deutsche" umgetauft wurden? Nichts, als daß sie in Preußen mehr gelesen werden, als zuvor, daß sie ihre Polemik gegen Preußen eifriger fortsetzen,

und daß man sie, die im ernsten Gewande der Wissenschaft auftreten, zuletzt gewähren lassen muß. Und wahrhaftig! sie haben auch das vollgültigste Recht der Existenz, denn die deutschen Jahrbücher, mehr als jedes andere Journal der Gegenwart, spiegeln die neue Zeit ab, deren Inhalt kein anderer ist, als die freieste Entwickelung des Gedankens, auf einer rein sittlichen Unterlage. Mag man auch mit den religiösen, und insbesonders den ästhetischen Ansichten der tüchtigen Mitarbeiter nicht völlig einverstanden sein, so kann man doch ihren politischen und publicistischen Bestrebungen die freudigste Anerkennung nicht versagen. Vor Allem aber ist ihre wissenschaftliche und durchaus redliche Kritik zu loben, der es nur um die gute Sache zu thun ist, die alles Hohle und Schiefe aufdeckt, und dem Wahren und Rechten das ihm gebührende freie Feld seiner Entwickelung zu erkämpfen strebt. In allen diesen Bestrebungen stellen sich die deutschen Jahrbücher als ein wahrhaft patriotisches Institut dar, oder sollte man diese Bezeichnung einem Journale versagen, welches auf jedem seiner Blätter nichts Anderes lehrt und predigt, als die Einheit Deutschlands, sich selbst und dem Auslande gegenüber, den Fortschritt und die Durchbildung deutschen Staatslebens, die freieste Entwickelung der religiösen und wissenschaftlichen Idee? Gott Lob, die Zeiten sind vorüber, wo die ersten Geister deutscher Nation eine Zeitschrift gründen mochten, aus welcher jede politische Tendenz von vorn herein verbannt wurde. Ein Journal ohne politische Richtung ist heut' zu Tage ein Unsinn, wo sich der Einzelne, sei er Künstler, Gelehrter, Fabriksarbeiter oder Handelsmann, nicht nur als producirendes und consumirendes Indivi-

duum, sondern als Staatsbürger, als Glied der Kette eines großen Ganzen zu fühlen beginnt, wo Vereine aller Art den Gemeinsinn wecken und fördern, aus welchem, bei lebendiger Weiterbildung, ein neuer Organismus staatlichen Lebens hervorzuwachsen verspricht. Zu einer solchen Palingenesie tragen wohl Gewerb-Vereine und Eisenbahnen das Ihrige bei; das Materielle bleibt aber ewig todt und unfruchtbar, wenn ihm der Geist nicht Form und Ziel verleiht, wenn die äußeren Lebenszwecke nicht durch die Läuterung der Wissenschaft mit einem höheren Gehalt erfüllt werden.

Pia desideria.

Das Einzige kritisch=wissenschaftliche Institut, welches Oesterreich besitzt, sind „die Wiener Jahrbücher für Literatur", welche von der Staatsverwaltung selbst dotirt sind. Zur Zeit, als Fr. Schlegel dieses Journal redigirte, und wohl auch nachher, fehlte es darin nicht an gehaltvollen Aufsätzen, welche diesem Blatt, nebst dem Namen des Herausgebers, einen nicht unbedeutenden Anhang, besonders im übrigen gelehrten Deutschland, verschafften. Aber die Wissenschaft war damals vornehm, und wollte mit dem Leben nichts zu thun haben; ihr Object blieb daher immer ein solches, wo sich jede Berührung mit öffentlichen, ja selbst allgemein menschlichen Interessen am besten vermeiden ließ, zudem war in den Wiener Jahrbüchern die Form der Behandlung abstrus, und eher geeignet, von der Lectüre abzuschrecken als anzuziehen. Dieser Ton, welchen beiläufig schon Fr. Schlegel anstimmte, wurde von seinen Nachfolgern mit geringerem Talent fortgesetzt und noch überboten. Gegenwärtig sind es nur endlose Abhandlungen über orientalische und slawische Literatur, welche noch ein gelehrtes Lese=Publicum besitzen, dessen spärliche Zuhörerschaft für die

bedeutenden Kosten der Unternehmung nicht entschädigt. Vielleicht ließe sich dem Institute aufhelfen, wenn ein geistreicher, kritischer Kopf an seine Spitze gestellt würde, welcher im Stande wäre, die wissenschaftliche Tendenz mit den höheren und lebendigeren Forderungen der Gegenwart in Einklang zu bringen.

Von den übrigen wiener Journalen ist im Grunde nichts zu sagen; sie drehen sich in dem gewöhnlichen Kreise der Unterhaltungs-Lectüre, der Chronik des Tages und der Theater-Kritik herum, und weder sie, noch ihr Publicum fühlen das geringste Bedürfniß, die Wissenschaft und die Idee in ihr Bereich zu ziehen. In neuerer Zeit ist noch ein halb belletristisches halb politisches (!) Journal entstanden, welches vielleicht besser — nicht entstanden wäre. Wenn sich in den „deutschen Jahrbüchern" die besten wissenschaftlichen Kräfte zu einem bedeutenden Gemein-Zweck concentriren, so suchen wir in den öster. Journalen vergebens nach den Namen der bedeutenderen vaterländischen Schriftsteller, wie Grillparzer, Halm, Lenau, A. Grün u. s. w. So kommt es, daß die Journalistik, welche mehr oder minder der Ausdruck der Volksbildung sein sollte, in Oesterreich bei ihrer Farblosigkeit eher geeignet ist, bei Dem, welcher die Verhältnisse nicht kennt, eine falsche Meinung von den bessern Bestrebungen des Mittelstandes zu erregen, und dem Unbefangenen glauben zu machen, das Land der Phäaken kümmere sich noch immer nicht im Geringsten um Kunst und Wissenschaft. Dem ist aber nicht so, und wenn es sich auch gerade so verhielte, so wär' es ohne Zweifel jetzt an der Zeit, eine bessere, wissenschaftlichere Richtung lieber zu wünschen und allmälig herbeizuführen, statt

sie zu unterdrücken. Durch die große Maßregel der Staats-Eisenbahnen wird Oesterreich in einen ausgebreiteteren und innigeren Verkehr mit dem übrigen Deutschland treten; ein solcher Verkehr ist aber nicht wohl möglich, ohne daß wir uns die deutsche Bildung mehr und mehr aneignen; das geschieht aber nicht durch die Industrie allein, sondern im höheren Maß durch die Wissenschaft, durch die Literatur. Deutschland soll uns kennen und achten lernen: wir müssen uns daher, ihm gegenüber, auch aussprechen dürfen. Die Verse im „Ottocar“:

„Da tritt der Oesterreicher hin vor Jeden,
Denkt sich sein Theil, und läßt die Andern reden.“ —

gelten längst nicht mehr (im Grunde waren sie niemals ganz richtig); der Oesterreicher darf und soll nicht schweigen, zu einer Zeit, wo Alles spricht, ja, er kann nicht länger schweigen, ohne in den Verdacht zu gerathen, es fehle ihm an Gedanken in einer Zeitperiode, wo die Idee und das Wort in feurigen Zungen durch ganz Europa brausen. Oder sagt selbst: wenn Preußen und die Königsstadt die Bildung von ganz Nord-Deutschland repräsentirt, wenn die preußische Reform in den alten Staatskörper neues Blut und Leben gießt, wenn Wissenschaft und Kunst aus dem erneuerten Staatsleben neuen Stoff und neue Form schöpfen, soll Oesterreich und die Kaiserstadt nicht in edlem Wetteifer entbrennen, es dem geistig mächtigen Nebenbuhler gleich zu thun? Fehlt es ihm etwa an Kraft, an Bildung, an Lebensfrische? Wir haben gesehen, mit welcher Macht der industrielle Gedanke in Oesterreich in's Leben trat, der in den mehr als 2000 wiener Fabriken mit jedem Jahre gewaltiger zur Erscheinung kommt — nun denn, bald wird die Eisenschiene

das gewerbfleißige Wien dem blühenden Süd-Deutschland näher rücken, welches der alten Kaiserstadt seine Sympathie niemals entzog — soll Oesterreich diesem großen Moment nicht voll freudiger Erwartung entgegen sehen? Aber soll es dabei die Hände unthätig in den Schooß legen; soll es nicht vielmehr alle seine Kräfte anstrengen, um sich auf das Kommende würdig vorzubereiten? Muß, wer mit gebildeten Nachbarn und Freunden verkehrt, nicht selbst gebildet sein, und immer nach größerer Bildung streben? Ist eine durchgreifende, humane Bildung denkbar ohne Wissenschaft und Kunst, ohne Literatur? Ich meines Theils sehe nicht ein, weßhalb Wien seiner Zeit nicht eben sowohl ein Depot süd-deutscher Bildung abgeben könnte, wie Berlin längst als Ausdruck norddeutschen Geistes anerkannt wird. — Ich habe gezeigt, daß der Gedanke nicht verhindert wird, in allen Formen nach Oesterreich zu dringen: der französische sociale Roman, das deutsche Tendenz-Schauspiel, französischer und englischer Liberalismus in Journalen, die deutschen Jahrbücher, das Buch des praktischen Friedrich List — Alles wird in Oesterreich gelesen, mit B e w i l l i g u n g der R e g i e r u n g gelesen — was hält uns ab, die Ideen, die wir so bereitwillig aus der Fremde aufnehmen, im Lande selbst zu verarbeiten, und neue, gleiche oder ähnliche zu erzeugen? Ist es nicht, gerade heraus gesagt, lächerlich, im Lande nicht drucken zu lassen, was im ganzen Lande gelesen wird? Verändert der physische Akt des Druckens die Substanz des Gedankens, und macht etwa der Preßbengel eine Idee gefährlicher, wenn sie in österreichischer Druckerschwärze erscheint, statt in würtenbergischer oder preußischer? Gefährlicher gewiß nicht, aber wohlfeiler!

Denn die Censur-Frage hat auch einen national-ökonomistischen Gesichtspunkt. Das Geistes-Product ist eben so ein Gegenstand der Industrie, des Handels, als das Manufactur-Product. Ein Land, welches Gedanken einführt und etwa Getreide oder Kartoffeln ausführt, steht auf einer niedrigen Stufe der Industrie; bei steigender Bildung muß es sich bestreben, Geistes-Erzeugnisse gegen Geistes-Erzeugnisse, oder noch besser gegen Rohstoffe einzutauschen. Vielleicht ließe sich in letzter Beziehung ein guter Handel mit Rußland oder der Türkei machen. (Beiläufig gesagt, ist es ein interessantes Zeichen der Zeit, daß der weise Nathan in Constantinopel aufgeführt wird, der einst auf der deutschen Bühne verboten war.)

Das österreichische Censur-Verbot hat geradezu die Wirkung einer Prämie, die man dem nord- oder süddeutschen Buchhändler zum Nachtheil des österreichischen bezahlt. Ein Buchhandel ohne Selbstverlag ist im Grunde kein Buchhandel; was soll aber der österreichische Buchhändler verlegen, wenn sich ihm die besten vaterländischen Talente entziehen müssen? Es bleibt ihm nichts übrig, als sich auf den Commissions-Handel zu verlegen, und die im Ausland gedruckten einheimischen Schriftsteller ihren Landsleuten als Mittelsmann zuzuführen. Dabei verliert er aber; denn lucrum cessans ist auch ein Verlust. Beispiele mögen dies erläutern. Dem österreichischen Buchhandel, indem er an Lenau und Grün etwa 15 Procent von dem reinen Erlös der im Inlande abgesetzten Exemplare gewann, entgingen mit dem Selbstverlag die weiteren 85 Procent, welche dem ausländischen Verleger zufielen. Das Inland bezahlte, nach mäßiger Berechnung, 4 bis 5000 Gulden baar an das

Ausland, um seine vaterländischen Schriftsteller zu lesen, während beim inländischen Verlage 8 bis 10,000 Gulden hereingekommen wären. Dadurch wurden dem inländischen Verkehr 12 bis 15,000 Gulden entzogen, wozu noch kommt, daß der Setzer, Buchdrucker, Buchbinder u. s. w. unbeschäftigt blieb. Allein wichtiger als dieser materielle Verlust ist der moralische Nachtheil: wenn der österr. Buchhändler als Selbstverleger nichts als Koch- und Gebet-Bücher zu Markte bringen kann, so macht er sich schlechten Namen in der gelehrten, und überhaupt in der lesenden Welt; kein bedeutender ausländischer Autor, der überdieß die Verstümmlung von Seiten der Censur befürchtet, wird ihm ein Werk in Verlag überlassen. Denn das Zutrauen zu der wiener Firma fehlt, und so fährt auch der inländische Schriftsteller nicht zum Besten, der sich ihrer bedient. Auch hier mangelt es nicht an Beispielen. So wurde Littrow's „populäre Astronomie" in Wien (bei Heubner) verlegt, und erlebte mit Noth eine zweite Auflage von 1000 Exemplaren, welche höchst wahrscheinlich noch nicht vergriffen ist. Ein ähnliches Werk desselben Autors: „die Wunder des gestirnten Himmels" erschien in Stuttgart (bei Hoffmann) in fünf Auflagen, jede von 3000 Exemplaren, die rasch aufeinander folgten. Nur selten erscheint in Oesterreich ein Werk, welches dem Buchhändler und Autor bedeutenden Gewinn, besonders vom Auslande verschaffte, wie etwa Hammer's „Geschichte des osmanischen Reiches" oder „der Mensch" von Hartmann. Der österr. Buchhändler ist sonach auf den Commissions- und Speditions-Handel und auf den 25%igen Rabatt beschränkt, welcher durch den 5%igen, viel zu hoch gestellten Einfuhrszoll und durch andere Ko-

sten auf 15% herabsinkt. Hier ist eines Haupt-Uebelstandes zu erwähnen, der den Commissionshandel mit Büchern erschwert. Für die nicht abgesetzten ausländischen Bücher soll bei ihrer Zurücksendung der Rückzoll (von 5%) bezahlt werden; allein die Ausführung dieser Maßregel ist, bei der Einrichtung des Bücher-Revisionsamtes, bei dem Mangel an Raum und Beamten, mit solchen Schwierigkeiten verbunden (jedes einzelne Paket müßte eröffnet, untersucht, die Bücher gewogen werden u. s. w.), daß der Buchhändler, um nur den Gang des Geschäftes nicht zu verzögern, lieber freiwillig dem Rückzoll entsagt. Eine der größeren hiesigen Buchhandlungen verliert durch den Entgang des Rückzolles jährlich an 1200 Gulden Conv.-Mze. Die natürliche Folge solcher Verhältnisse ist, daß die Buchhändler, besonders Anfänger, denen nur geringe Fonds und ein mäßiger Credit zu Gebote stehen, das Risico nicht auf sich nehmen, fremde Bücher in größeren Massen herein zu führen, an denen sie, für den Fall des Nicht-Absatzes, nicht nur nichts gewinnen, sondern auch noch (die gewöhnlichen Speditions-Kosten ungerechnet) den 5%gen Zoll-Betrag zu verlieren gefährdet sind. So kommt es denn, daß ein Buch, welches Aufsehen macht, Wochen lang in Wien gar nicht zu haben ist, weil die wenigen Exemplare, die der Buchhändler in steter Angst des Nicht-Absatzes, einzuführen wagte, gleich in den ersten Tagen aufgekauft wurden. Ein Buch aber, besonders ein Mode-Buch, verkauft sich nach Wochen nicht mehr; ein Leser, der es bei der ersten Nachfrage nicht findet, kommt kein zweites Mal in den Buchladen, oder nimmt es inzwischen zu leihen. Doch diesen und anderen äußeren Uebelständen wäre

wohl mit einiger Energie und etwas gutem Willen bald abgeholfen; wichtiger bleibt das geistige Hinderniß einer zu ängstlichen Censur, welches dem einheimischen Buchhandel nicht minder als der Literatur Verderben droht. Uebrigens — ein gutes und ziemlich liberales Censur-Gesetz ist vorhanden; es handelt sich gegenwärtig nur darum, es zu halten, auszuführen, es den neuen Bedürfnissen zu accommodiren. Unser Verlangen geht vor der Hand nicht weiter, als daß gestattet werde: diejenigen Bücher, welche im Innlande gelesen werden dürfen, auch im Innlande zu drucken und zu verlegen (versteht sich: auch zu schreiben). Durch diese Bewilligung allein wird dem buchhändlerischen Verkehr des Innlandes jährlich wenigstens eine Million Gulden gewonnen. Der geistige Gewinn: die Erweckung des nationalen Sinnes, der Zuwachs an literarischer Ehre, die steigende Achtung des Auslandes u. s. w. ist unberechenbar. Alle diese und andere Vortheile fallen uns von selbst zu, blos durch die getreue und redliche Ausübung des schon vorhandenen guten und vernünftigen Gesetzes, welches nur factisch durch eine Reihe von Jahren unrichtig und geistlos gehandhabt wurde. Denn nach der jetzigen Gewohnheit (nicht nach dem Gesetz) dürfen wir Bücher aus dem Auslande einführen, kaufen und verkaufen und lesen — aber wir sollen sie nicht kritisch besprechen, und die nämlichen Bücher, die wir im Innlande kaufen und lesen, dennoch im Innlande weder schreiben noch drucken lassen, sondern dem Ausländer den besten Vortheil davon: Geldgewinn und literarische Ehre feige überlassen. Welch ein wunderbarer Widerspruch! beiläufig, als könnte man vortreffliches Glas produciren, ver-

böte aber die Glasmacherei, und nöthigte uns, das Glas vom Auslande zu kaufen, wobei der inländische Glashändler ein paar Procente gewinnt, der Fabrikant aber und die Fabrikation selbst zu Grunde geht.

Unsere Zeit, wenn es ihr auch für's Erste an schöpferischer Kraft und an Genie gebricht, hat doch eine Masse vernünftiger und gesunder Ideen in Umschwung gesetzt, und sie in alle Classen der Gesellschaft (selbst in die privilegirten) verbreitet; das Bezeichnendste an ihr aber ist die Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit, mit der sie zu Werke geht, der gute Wille, den geistlosen, lähmenden Schlendrian abzuschaffen, das Wahre und Naturgemäße auf alle Weise zu befördern; hiezu kommt die rastlose Thätigkeit, womit die Zeit sich bestrebt, die als vernünftig erkannten Zwecke auch theoretisch und praktisch zur Erscheinung zu bringen. Bei solcher Richtung fühlen Individuen und Corporationen mehr und mehr das Bedürfniß, ihre Zustände offen darzulegen, aus ihnen kein Hehl zu machen: denn wer sich wahrhaft bessern will, denkt nicht daran, sich für besser auszugeben als er ist, und wer sich eines guten Zweckes bewußt ist, schämt sich nicht, gewisse Gebrechen seiner Natur zu bekennen, die jedem Menschlichen ankleben; wer seine Fehler eingesteht, zeigt eben dadurch, daß er sie abstellen will; wer sie verkleistert und beschönigt, sucht sie festzuhalten. Zuletzt beruht der sittliche wie der kaufmännische Credit nicht auf einer Fiction, sondern auf wirklichem Besitz. Diese Redlichkeit und Offenheit im Privat- und Staatsleben, in der wissenschaftlichen und in der Handelswelt, wird nach und nach die conventionelle Lüge aus der Gesellschaft, die unwürdigen Künste der Diplomatie aus dem

Völker-Verkehr hinweisen, und den Unsinn kindischer Zeiten, den Krieg, unmöglich machen, indem sie das Recht an die Stelle der rohen Gewalt, die Moral an die der geheimen Politik setzt. Daß dieser sittliche Umschwung einzig und allein von Deutschland ausgeht, haben die letzten Jahre mit ihren nationalen, industriellen und kritisch-wissenschaftlichen Bestrebungen hinlänglich dargethan. Deutschland hat angefangen, sich zu fühlen, und wird und kann die schöne Bahn nicht wieder verlassen, die es einmal betreten hat; die Achtung, die unsere Nachbarn in Westen uns zollen, die scheue Besorgniß, womit die handels-mächtige Insel auf uns blickt, zeigen an, daß wir auf dem rechten Wege sind. Aber eine durchgreifende moralische Bildung ist ohne geistiges Fortschreiten nicht denkbar; beide im Vereine werden ein neues sociales und öffentliches Leben (schwerlich im Sinne der Fourieristen und Communisten) erzeugen, welches in seinen höchsten Spitzen zu einer nationellen Umstaltung der Kunst und Wissenschaft führen wird. So sind wir denn wieder bei der Literatur-Frage angelangt, und müssen uns leider noch einmal mit der Censur beschäftigen. Es wurde wiederholt dargethan, daß die österreichische Regierung den Gedanken auf keine Weise hindert, in's Land zu dringen, daß das bestehende vaterländische Censur-Gesetz einer freieren geistigen Entwicklung sich durchaus nicht entgegenstellt, und daß vielleicht nur der administrative Schlendrian es ist, welcher den österreichischen Schriftsteller und Buchhändler factisch verhindert, zu der geistigen und moralischen Bewegung und Gestaltung der Zeit sein Schärflein beizutragen. Es scheint aus manchen Anzeichen hervorzugehen, daß die österreichische Regierung die Wich-

tigkeit und Macht des geschriebenen Wortes erkennt und anerkennt. Die vortrefflichen Artikel, womit die segenreiche Maßregel der Staatseisenbahnen und die letzte Post-Reform eingeleitet wurden, zeigen an, daß die Regierung den lebendig gewordenen Gedanken der Aufrichtigkeit und Offenheit mit dem übrigen Deutschland theilt, welches sich vorzugsweise in ihm bewegt. Aber auch gewisse literarische, sociale, ja selbst administrative Uebelstände scheint die höchste Autorität öffentlich zur Sprache bringen, und diese finstern Geister, wie andere Nacht-Gespenster durch das laute Wort verscheuchen zu wollen. Die „Wiener-Briefe", welche die allgemeine Zeitung immer häufiger mittheilt, sind vermuthlich mit Vorwissen, wenigstens mit stillschweigender Zustimmung der österreichischen Regierung geschrieben, und besprechen manche Zustände ziemlich freimüthig, über die man sonst zu schweigen liebte. Es ist hier nicht der Ort, den Gehalt dieser Briefe kritisch zu prüfen, und zu untersuchen, ob sie denn auch die Physiognomie des Landes in ihrem materiellen, geistigen und sittlichen Ausdruck getreulich wieder geben — allein zwei Fragen müssen sich bei Gelegenheit dieser Briefe nach der billigen Verwunderung über ihre Existenz, jedem Oesterreicher, insbesonders den österreichischen Schriftstellern aufdringen. Erstens: warum erscheinen die Wiener-Briefe nicht in einem wiener Blatt, welches doch das natürlichste Depot für vaterländische Interessen abgäbe? Zweitens: wie kommt es, daß ein einzelner Mann gewissermaßen ein Monopol besitzt, über vaterländische Zustände und Personen zu schreiben? Von allen Monopolen aber ist das schriftstellerische das gefährlichste. Dem Einzelnen, und wär' er an Charakter und Talent

noch so ausgezeichnet, steht doch zuletzt nur Eine Stimme zu; diese subjective Stimme hat nur in so fern Gewicht, als sich objectiv die Wahrheit in ihr ausspricht. Jedes Subject kann irren, bei dem reinsten Streben nach objectiver Wahrheit; der Einzelne, der allein zu sprechen berechtigt ist, und somit keinen Widerspruch, keine Opposition zu besorgen hat, entbehrt dadurch zugleich des Vortheils, seine subjectiven Irrthümer berichtigen zu können, ja, wie leicht kann er bei der Schwäche der menschlichen Natur, in den Grund-Irrthum gerathen, seine individuelle Meinung für die schlechterdings und allgemein gültige zu halten, eben weil sich ihm keine andere Ansicht entgegenstellt, an welcher er die eigene nach bestem Wissen und Gewissen prüfe, und sie dann entweder vertheidige oder — berichtige. Auch ich habe mir hier herausgenommen, über einen vaterländischen Gegenstand zu schreiben; ich habe dieß gethan in einer bestimmten Absicht, für einen bestimmten Zweck, den ich, nach reiflicher Durchforschung meines Innern, für gut und vernunftgemäß halten muß — hab' ich aber diesen Zweck nicht erreicht, hab' ich auf so vielen Seiten etwas Anderes gesagt als die Wahrheit, nur die Wahrheit, nichts als die Wahrheit, oder hab' ich in den Mitteln gefehlt, und findet sich ein Gegner, der mir meine Irrthümer aufdeckt und mich ihrer überweist, so will ich ihm dankbar die Hand drücken, und diese unnütze und zwecklose Schrift laut vor aller Welt widerrufen. Dabei könnt' es sich immerhin so verhalten, daß ich subjectiv die Wahrheit gewollt, daß ich aber ihr eigentliches Object nicht klar erkannt, wohl gar (was der Himmel verhüte!) völlig verkannt hätte. Uebrigens — das Wort „Wahr-

heit" führt so Mancher im Munde; keine Zeit aber war jemals geeigneter als die unserige, die falschen Propheten von den echten zu unterscheiden. Es ist kein Zweifel, daß es da, wo dem Wort mehr Raum gestattet wird, auch an Lügen-Propheten und Wort-Verdrehern nicht fehlen wird; aber unsere Zeit ist bereits sittlich und geistig zu sehr erstarkt, um an dem Schlechten, Unsittlichen und Geistlosen Gefallen zu finden; wo derlei zweideutige Elemente auftauchen wollen, werden sie sogleich von der allgemeinen Bildung niedergehalten und gelangen kaum zu einer ephemeren Existenz. Die politischen chroniques scandaleuses eines Bruckbräu, Groß-Hoffinger und Consorten sind längst erstorben und vergessen, und wenn etwa in Wien in neuester Zeit „der österreichische Parnaß" einiges Aufsehen machte, so hat dieses Büchlein, welches Wahres und Falsches durch einander mengt, seinen zweideutigen Erfolg nur der Neugier einiger Müßiggänger, vor Allem aber dem Umstande zu danken, daß der Oesterreicher noch gar nicht gewohnt ist, sich selbst und seine Zustände öffentlich besprechen zu hören, und daher jeder Saite, welche diesen Ton anklingt, sein Ohr zuwendet. In Frankreich oder England können literarische Scandale nur in so weit die Aufmerksamkeit erregen, als sie mindestens geistreich und witzig sind; allein man lacht dort über den Witz und verurtheilt den Autor und seine Sache. Der Deutsche ist leider noch zu prude, um die witzige Schrift als solche, abgesehen von ihrem Inhalt, um ihrer Form wegen zu goutiren; nicht nur der Mangel öffentlichen Lebens, auch seine vortrefflichen Schriftsteller tragen daran Schuld, welche alle ernst und würdevoll auftraten, erfüllt von

Achtung und Begeisterung für die abstracte Menschheit, während sie das nationale, humoristische Hans-Sachs'sche Element gänzlich außer Acht ließen. Allein man muß nicht vergessen, daß die Welt von Heraklit und Demokrit zugleich, von Rousseau und Voltaire bewegt wird. Göthe's Ausspruch:

„Wer sich nicht selbst zum besten haben kann,
Der ist gewiß nicht von den besten —"

gilt nicht nur für das sociale, sondern auch für das politische und literarische Leben. Dem Ernst und der Würde der englischen Parlaments-Verhandlungen schaden die Satiren und Possen der Oppositionsmänner gar nicht; sie bringen vielmehr in die, häufig allzutrockenen Materien, eine heilsame und erfrischende Diversion. Ach, wäre uns doch auf dem deutschen Theater nur halb so viel Spaß und Humor gestattet, als die ernsthaften Repräsentanten der drei Königreiche täglich in ihrem Senat vorbringen, wir hätten Lustspieldichter und Lustspiele die Hülle und Fülle, die Berliner brauchten keine erfolglosen Preise auszuschreiben, und Scribe wäre nicht länger der Schutzgott unserer Bühne! —

Um zum letzten Mal auf Oesterreich zurückzukommen, so erscheint die Forderung einer liberaleren Censur für dieses, in Industrie und Handel neu aufblühende Land um so unabweislicher, je mehr es seine Isolirung, dem übrigen Deutschland gegenüber, aufzugeben genöthigt ist. Mit der Literatur-Frage steht die der Schulen und des Unterrichts in der innigsten Verbindung; allein so viel die Regierung in diesem wichtigen Zweige der Verwaltung in letzter Zeit verbessert, so ist doch bei weitem noch nicht genug geschehen, um einerseits die



Wissenschaft als solche, in Einklang mit den höheren Forderungen der Zeit, geltend zu machen, andererseits, auch nur dem Staat praktische Geschäftsmänner zu erziehen. Im österreichischen Erziehungswesen ist eine Grund-Reform durchaus nothwendig; dieß näher nachzuweisen, wäre jedoch einer eignen Schrift vorzubehalten. Aber Eines nach dem Andern, Eines aus dem Andern! Möchte vor Allem erkannt werden, daß Oesterreich, das Oesterreich der neuen Zeit, das industrielle Oesterreich bereits dahin gekommen sei, das Bedürfniß einer liberaleren Censur zu fühlen, folglich der Befriedigung dieses Bedürfnisses werth zu sein. Ein bildungsfähiger Mittelstand, der sich durch das ernste Beispiel der Zeit, aber auch durch eigene Kraft und Tüchtigkeit immer mehr und mehr geltend macht, schließt eine Masse von Kenntnissen und gesunder Vernunft in sich; es fehlt weder an Männern der Wissenschaft, noch an praktischen Geschäftsmännern, bei solcher Richtung sind unsittliche oder revolutionäre Tendenzen so wenig zu besorgen, als in Deutschland. Die Zeiten der Demagogie, und die kindische Form des jungen Deutschlands sind vorüber; der Gedanke tritt jetzt keusch auf und rein, aber kräftig, kritisch, ohne Schminke, im Gewande der echten Wissenschaft. Die Industrie ist der Tod der Revolution; aber sie ist, richtig aufgefaßt, die Bildung, ist die Reform.

Schlußwort.

Man kann an den Verfasser dieser pia desideria billig die Frage stellen, wie er, der vielleicht einem ganz anderen Felde der Literatur angehört, sich für berechtigt halten konnte, in das ihm völlig fremde Gebiet der Publicistik überzuschreiten, und sogleich aller Welt den ersten Versuch in einem Fache darzulegen, welches tiefen Geist, die Vorbildung eines ganzen Lebens, die umfassendsten Kenntnisse erheischt. Das kurze Vorwort enthält — wenn nicht die Berechtigung, doch die Entschuldigung des Verfassers für sein kühnes Wagniß: die kleine Schrift war für ein Promemoria bestimmt; bitten aber, und seine Bitte durch Gründe unterstützen, darf Jedermann. Indem der Verfasser den Inhalt seines Gesuches, welches eine öffentliche Angelegenheit behandelt, dem Publicum mittheilte, wollte er zugleich erfahren, ob die öffentliche Meinung diesen Inhalt gut heiße, oder nicht. Noch Eines ist zu erwähnen: der Verfasser spricht nicht für sich allein, sondern im Namen der Schriftsteller-Welt, im Namen des gesammten österreichischen Mittelstandes. Der Verfasser darf kühn behaupten: so wie er, denkt beiläufig jeder gebildete Oesterreicher in der Hauptstadt, wie in der Provinz; Professoren, Gelehrte, Künstler, Fabri-

kanten, Handelsleute, Oekonomen, ja, Beamte und Geistliche; — Stände, mit denen der Verfasser in einer Reihe von Jahren häufig verkehrte, — drückten ihm täglich, stündlich ähnliche Gesinnungen, ähnliche Wünsche aus: sollte der Verfasser sich täuschen, wenn er der festen Ueberzeugung ist, der Kern des österreichischen Volkes theile die Ansichten, welche in dieser Broschure niedergelegt sind? Der Verfasser ist kein unbesonnener Jüngling, er lebt 40 Jahre in Oesterreich, und spricht jetzt zum ersten Mal von und zu seinem Vaterlande. Wenn er seinen Namen verschwieg, so leitete ihn eben der Wunsch, diese Schrift als Dasjenige erscheinen zu lassen, wofür er sie hält: als den Ausdruck der Gesinnung der österreichischen Mittelklassen. Uebrigens wird sich der Verfasser nicht weigern, einer berechtigten Aufforderung zu gehorchen, und sich, wenn man es verlangt, zu einem Buche zu bekennen, welchem man vielleicht Mangel an Talent und Darstellungsgabe vorwerfen kann, das aber von dem reinsten, österreichisch-deutschen Patriotismus eingeflößt wurde. — Die pia desideria wollen im Ganzen zeigen, daß Oesterreich zu Deutschland gehöre, daß es dieses, ihm verwandte Land zu schätzen und von ihm zu lernen wisse; sie wollen aber auch das Gute und Tüchtige darstellen, welches im österreichischen Vaterlande zu keimen beginnt, und wollen zugleich den Wunsch aussprechen, daß das gebildete Deutschland unseren redlichen Bestrebungen entgegenkomme und sie unterstütze. Sie verlangen ferner, daß der österreichische Schriftsteller sich ermanne, seine Zeit erkenne, und seine besten Kräfte und Talente der einzig echten, der nationellen Bildung zuwende; daß das Institut der Censur die vor-

handenen guten Gesetze nicht verhindere, auch wirklich in's Leben zu treten, ja, daß noch gewisse Beschränkungen aufgehoben werden, die mit einer vorgerückten Zeit längst nicht mehr im Einklange stehen; daß insbesonders, vielleicht auch von Oben, etwas geschehe, um ein wissenschaftlich-kritisches Blatt in Oesterreich zu gründen, welches den Ausdruck unseres neuen geistigen Lebens rein und treu wiederspiegle. Heil dem österreichischen Staatsmann, wer es immer sei, welcher solchen Wünschen zuerst sein Ohr leihen wird, welcher die, ihnen gemäße Reform zuerst in's Werk zu setzen sich berufen fühlt! Der Dank seines Vaterlandes und des ihm verbrüderten Deutschlands wird ihm zujauchzen, und die Nachwelt wird seinen Namen mit anderen Größen nennen. Das Werk ist schwierig, — verhehlen wir es uns nicht — aber was wäre wohl dem Geist, der Gesinnung, dem guten Willen unmöglich? Vor welchen Hindernissen wird Der zurückschrecken, dem es um die gute, reine Sache zu thun ist? Der Geist will seine Rechte; der Hohlheit und Flachheit ward längst ihre Maske abgezogen; der Zustand der conventionellen Lüge läßt sich nicht länger fortsetzen: es handelt sich jetzt um Wahrheit, nicht um Schmeichelei, um ehrliche Aufdeckung der Mängel, nicht um gleißende Selbsttäuschung, um echte nationale Bildung, nicht um falschen, isolirenden Patriotismus. —

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.



